

# Lehre und Wehre.

---

Jahrgang 52.

Januar 1906.

No. 1.

---

## Vorwort.

Die in den verflossenen Jahren gehaltenen freien Konferenzen, welche anfangs von vielen mit großer Freude begrüßt wurden, haben ihr Interesse verloren. Der eigentliche Zweck, welchem sie dienen sollten, ist nicht erreicht worden, und zu Zwecken, denen sie nicht dienen sollten, sind sie vielfach gemißbraucht worden. Und das fast allgemeine Urtheil scheint dahin zu gehen, daß, wie die Sachen jetzt liegen, auch fortgesetzte Konferenzen zu keiner Einigung oder Annäherung in der Lehre führen werden. Wir sind derselben Ansicht und bekennen, daß wir aus vielen Gründen keine besondere Freude zu den freien Konferenzen mehr haben. So sehr wir uns freuen, wenn uns Gelegenheit geboten wird, auch mündlich vor unsern Gegnern die Wahrheiten, welche wir vertreten, zu bekennen, so haben wir doch, wie die Sachen jetzt liegen, keine große Lust, uns um weitere Zusammenkünfte besonders zu bemühen.

Bezug nehmend auf die „Freien Konferenzen“, bemerkten im vorigen Jahre die „Theologischen Zeitblätter“ von Columbus, daß die „Wortführer“ der Missourier „an diesen Verhandlungen keine sonderliche Freude haben und keinen Gewinn für ihre Sache davon erwarten“. Hierzu bekannte sich „L. u. W.“ und bemerkte: „Das ist jedenfalls richtiger gesagt, als die ‚Zeitblätter‘ es gedacht haben. Auch in vielen andern Blättern hat man darauf hingewiesen, daß die Missourier in Fort Wahne keine besondere Lust zu weiteren Versammlungen an den Tag legten. Und so ist es auch. Unsere Gegner haben uns die Lust zu diesen Konferenzen gründlich verleidet. Wodurch? 1. Durch die unwahren und verleumderischen Berichte, welche nach jeder Konferenz in Amerika und Deutschland über die Stellung der Missourier verbreitet und, soviel wir wissen, in keinem Fall, weder in Amerika noch in Deutschland, zurechtgestellt wurden. An freien Konferenzen, die jedesmal zu einer Flut von groben Entstellungen führen, haben wir allerdings keine sonderliche Freude“ und von denselben erwarten wir auch keinen Gewinn für die Wahrheit. 2. Durch die traurige Tatsache, daß (soweit wir

sehen können) trotz der freien Konferenzen unsere Gegner sich in ihren alten Irrthümern nur verfestigt haben und zu neuen Angriffen auf andere göttliche Wahrheiten fortgeschritten sind. An Konferenzen aber, welche unsern Gegnern zu einem Anlaß werden, sich tiefer und weiter in Irrthum zu verlieren, haben wir keine Freude und von denselben versprechen wir uns auch keinen Gewinn für die Kirche. 3. Dadurch, daß insonderheit für die ohiosche „Kirchenzeitung“ die freien Konferenzen ein Anlaß geworden sind, vor ihrem Volk Missouri zu verfluchen und zu verleumdern und alles an den Haaren herbeizuziehen, um ihre Leser wider Missouri zu fanatisieren. An Konferenzen aber, die dazu ausgebeutet werden, um unsere Gegner zu verbittern und wider uns aufzuheizen, haben wir keinen Gefallen. 4. Dadurch, daß die Ohioer die freie Konferenz in Fort Wayne dazu benützt haben und in ihren Blättern dies nun auch durch die That als ihr Recht beanspruchen, den Präses unserer Synode, und zwar in seiner Abwesenheit, bei den Gliedern der freien Konferenz und durch die weltliche Presse in der ganzen Welt persönlich verhaßt zu machen. Diese und andere Dinge (insonderheit auch die Tatsache, daß für wirklich erspriessliche Verhandlungen der gemeinsame Boden der Diskussion so lange fehlt, als Missouri allein die klare Schrift, Ohio dagegen allein die Harmonie mit dem Schriftganzen als ultima ratio gelten läßt) sind nicht danach angetan, Missouriern Freudigkeit zu geben, auf den freien Konferenzen noch länger vertreten zu sein. Wir müssen also den obigen Worten der „Theologischen Zeitblätter“ zustimmen.“ Den hier genannten Gründen fügen wir noch hinzu: die immer wiederkehrende Ausbeutung der Tatsache, daß die Synodalkonferenz sich gewissenhalber weigert, die freien Konferenzen mit gemeinsamen liturgischen Gottesdiensten zu eröffnen. Wo aber die Dinge so liegen, was sollen da freie Konferenzen, und welchen Segen können sie stiften? Selbst wenn wir alles Persönliche übersehen könnten und wollten, so bleibt doch die tiefgreifende Differenz in der theologischen Methode oder in der Lehre von der analogia fidei, die bei unsern Gegnern sowohl wie bei uns die Hoffnung nicht aufkommen läßt, daß, solange diese Differenz besteht, alle weiteren Verhandlungen über Bekehrung und Gnadentwahl nicht auch im Sande verlaufen werden.

Die Erörterung streitiger Lehren kann eben nur dann erfolgreich sein, wenn beide Parteien von demselben Prinzip ausgehen. Wo kein gemeinsamer Boden oder Ausgangspunkt vorhanden ist, da kann auch von fruchtbaren Verhandlungen über bestimmte Glaubenslehren nicht die Rede sein. Wer das Prinzip des Gegners bestreitet, wird sich auch nicht überführen lassen durch Beweise, welche aus demselben abgeleitet sind. Die Unitarier, welche das Nicaeum und Apostolicum verwerfen, kann man nicht mit einem Zitate aus diesen Symbolen überzeugen. Selbst die Generalsynodisten können wir nicht überführen mit Stellen aus der Konfordinformel, ja, nicht einmal mit Zeugnissen aus der



Augustana, weil sie nur die Augustana anerkennen, und diese nur bedingt. Und wer mit den Rationalisten und modernen Theologen leugnet, daß die Heilige Schrift das inspirierte und unfehlbare Wort Gottes und letzte Quelle und Norm der theologischen Erkenntnis ist, mit dem ist jegliche erspriessliche Diskussion über spezifisch christliche Glaubenslehren von vornherein ausgeschlossen. Über christliche Glaubenslehren verhandeln wir und können wir nur verhandeln mit solchen, welche mit uns die Autorität der Schrift anerkennen. Es ist widersinnig, jemandem eine Lehre beweisen zu wollen, von der wir a priori wissen, daß sie nur bewiesen werden kann aus einem Prinzip, welches der Gegner nicht gelten läßt, aus dem Gesetz und Zeugnis, aus dem Worte der Heiligen Schrift, welches er verwirft. „Darum will ich Schrift haben; Schrift, Murnar! Murnar, Schrift! oder suche einen andern Kämpfer“, — so rief Luther dem Emser zu. Und von einem Konzil, auf welchem nicht die Schrift, sondern der Papst und die Überlieferung Norm der Verhandlungen und letzte Autorität sein sollten, wollten mit Recht die lutherischen Bekenner nichts wissen. Weiter als bis zum klaren Wort der Schrift vermögen auch wir in der Theologie nicht zurückzugehen. Für die Glaubenslehren ist sie allein uns die letzte Quelle und Norm. (Jes. 8, 20; 1 Petr. 4, 11.) Wahrheiten der natürlichen Religion können einem Rationalisten allerdings auch aus der Vernunft bewiesen werden. Die geoffenbarten Lehren aber von der Dreieinigkeit, der Gottheit Christi, der Versöhnung, der Rechtfertigung, der Taufe, dem Abendmahl 2c. kann ich ihm zwar mitteilen und aus Gottes Wort und als Gottes Wort bezeugen, beweisen aber kann ich sie ihm nicht eher, bis er seinen Rationalismus fahren läßt und mit mir die Schrift als letzte Autorität der Wahrheit anerkennt. Solange darum ein Gegner sich weigert, mit uns von der Schrift auszugehen und an die Schrift als letzte Autorität zu appellieren, ist Zeit und Mühe verloren, welche wir darauf zubringen, ihm aus der Schrift zu beweisen, daß z. B. im Abendmahl Christi Leib und Blut ausgeteilt werden. Alle Beweise, die wir für diese Lehre vorbringen können, müssen wir ja einer Quelle entnehmen, die der Rationalist als trügllich verwirft. *Contra principia negantem non est disputandum.* Ihm ist die ganze Argumentation eine fortgesetzte *petitio principii*. Und was von den offenbaren Rationalisten gilt, das trifft natürlich auch alle verkappten Rationalisten und Enthusiasten, alle, welche die Schrift, das klare Wort der Schrift, nicht als letzte Autorität gelten lassen. Mit den Schwärmern, welche zwar die Inspiration der Heiligen Schrift rühmen, aber den „Geist“ oder „das innere Licht“ zum Ausleger des Schriftwortes machen; mit den Swedenborgianern, welche ebenfalls die Göttlichkeit und Inspiration der Bibel zugeben, aber die Anerkennung der von Swedenborg erfundenen Auslegungsmethode, welche mit dem Wortsinne der Schrift gründlich aufräumt, fordern; mit den Vertretern der „Christlichen Wissenschaft“, die ebenfalls die Inspiration

der Schrift bekennen, aber die Schrift ausgelegt wissen wollen nach einem von Frau Eddy erfundenen Schlüssel (Key to the Scriptures): kurz, mit allen Enthusiasten und Rationalisten, welche direkt oder indirekt das klare Wort der Schrift verwerfen, können wir über christliche Glaubensgeheimnisse nicht eher erspriechliche Verhandlungen führen, bis sie ihren Rationalismus oder Enthusiasmus fahren lassen und mit uns von dem klaren Wort der Schrift ausgehen, mit uns auf der Schrift stehen und mit uns an die Schrift appellieren. Wenn Papisten uns die Lehre vom Fegfeuer oder von der Opfermesse aus der Überlieferung oder der Unfehlbarkeit des Papstes beweisen wollen, so schütteln Protestanten den Kopf und erklären alles Argumentieren von diesem Prinzip aus, das wir nicht anerkennen, für verlorene Liebesmühe. Wenn Reformierte uns mit Argumenten aus der Vernunft oder mit Zitaten aus dem Heidelberger Katechismus ihre Lehre vom Abendmahl beweisen wollen, so rufen wir ihnen zu: Spart euch die Mühe, denn wir bestreiten das Prinzip eurer Argumente und die Richtigkeit eures ganzen Beweisverfahrens. Und wenn wir den modernen Theologen die Gottheit Christi und die Lehre von der Versöhnung beweisen mit einer langen Reihe klarer Schriftstellen, so lächeln sie mitleidig über Leute, welche im 20. Jahrhundert noch mit Bibelsprüchen, Beweisprüchen, loci classici und dicta probantia aus der Schrift angezogen kommen.<sup>1)</sup> Es fehlt der gemeinsame Ausgangspunkt, der gemeinsame Boden der Argumentation. Wir halten die Bibel für Gottes Wort und für beweiskräftig; die Modernen halten sie für Menschenwort und für einen Gegenstand der Kritik. Und solange sie diese Stellung einnehmen, können wir ihnen zwar die Wahrheiten, welche der Schrift eigentümlich sind, bezeugen, aber nicht beweisen. Das ist uns erst dann wieder möglich, wenn wir sie zum Schriftprinzip zurückgeführt und wir also mit ihnen gemeinsamen Boden unter den Füßen haben.

Dieser für jede erspriechliche Diskussion über die christlichen Glaubenslehren unbedingt nötige gemeinsame Boden, dieser gemeinsame Ausgangspunkt und diese von beiden Parteien anerkannte letzte Autorität fehlt auch zwischen Ohio und Missouri. Wir verwerfen ihre und die Ohioer verwerfen unsere theologische Methode der Argumentation. Die Synodalkonferenz glaubt ihre Lehre bewiesen zu haben, wenn sie aus einer klaren Schriftstelle den Beweis erbracht hat, daß der Text im Kontext ihre Lehre ergibt und fordert. Ohio aber sagt: Noch lange nicht; die letzte Entscheidung trifft nicht das Schriftwort, sondern die Erkenntnis der Harmonie mit dem theologischen Ganzen oder System.

---

1) Selbst D. Lepsius, der sich zu den Bibelgläubigen rechnet, in der Bekämpfung der Liberalen seine Lebensaufgabe erblickt und immer noch unter den Gemeinschaftsleuten eine Rolle spielt, erklärte vor etlichen Monaten: „Eine Mosaik von Bibelsprüchen überzeugt heute niemand mehr, der die historisch-kritische Methode und ihre Voraussetzungen kennt.“



Wir erkennen das ohiosche und die Ohioer erkennen unser Beweisverfahren nicht an. Es fehlt also der gemeinsame Diskussionsboden, was a priori jede Verständigung unmöglich macht. Unsere Argumentation ist den Ohioern und die ohiosche Beweisführung ist uns eine *petitio principii*. Wenn wir unser letztes und einziges Argument erschöpft und unsern Gegnern z. B. die Lehre von der Wahl zum Glauben aus Text und Kontext einer klaren Schriftstelle vorgelegt haben, so lächeln die Ohioer überlegen und sprechen: Harmonie, ihr Herren! Das letzte und alles entscheidende Wort spricht nicht der Text, sondern die erkennbare Harmonie mit dem System; und wo diese Harmonie vom Theologen nicht erkannt wird, da helfen alle andern Beweise nichts. Was für die Missourier ausschlaggebend ist, der Beweis aus dem klaren Schriftwort, verschlägt gegebenenfalls, wenn nämlich der Theologe die Harmonie nicht zu erkennen vermag, bei den Ohioern nichts. Und was für die Ohioer in letzter Instanz allein entscheidend ist, die vom Theologen erkennbare Harmonie, das verschlägt wiederum bei Missouri, wenn es ein klares Gotteswort vor sich hat, rein gar nichts. So fehlt der gemeinsame Diskussionsboden, das Prinzip, von dem beide Teile gleichermaßen ausgehen, die letzte Autorität, an welche beide gemeinsam appellieren könnten. Haben wir den Ohioern nachgewiesen, daß Eph. 1 grammatisch nicht heißen kann: Gott hat uns erwählt „als in Christo Seiende“, i. e., *intuitu fidei*, so erklären die Ohioer, daß theologisch und dogmatisch und der Gesamtauffassung der Schrift gemäß das *intuitu fidei* dennoch als der Sinn von Eph. 1 bezeichnet werden müsse. Die „Theologischen Zeitblätter“ schrieben im vorigen Jahre: „So haben unsere Väter, wenn auch ihre grammatische Verbindung des ‚uns‘ mit ‚in ihm‘ im Sinne von ‚uns als in ihm seiend‘ sich nicht halten läßt, doch theologisch und dogmatisch, und somit auch im rechten Sinne exegetisch, eben auch vermöge ihrer richtigen Gesamtauffassung der Heiligen Schrift, den rechten Sinn von Eph. 1, 4 mit ihrem *intuitu fidei* getroffen.“ Solange nun unsere Gegner festhalten an diesem „Doch“ und non obstante, kann von erspriesslichen Verhandlungen mit ihnen über die strittigen Lehren von der Befehrung und Gnadentwahl nicht mehr die Rede sein. Auch hier gilt: „*Adversus negantem principia non est disputandum.*“ Es fehlt für die Verhandlungen über diese Lehren, die nur aus dem klaren Schriftwort erkannt werden können, im Grunde genommen der letzte Fußbreit gemeinsamen Diskussionsbodens. In Fort Wayne erklärte darum schon D. Hönede dem Berichte im „Kirchenblatt“ von Reading zufolge: „Es sei selbst bei einer gründlichen Exegese von Eph. 1 keine Aussicht auf Einigung gewesen, noch viel weniger aber jetzt, da die Gegner die Exegese nicht aushalten. Es hat sich eine verschiedene Stellung zum Brauch der Schrift herausgestellt, eine Verschiedenheit in der *analogia fidei* besteht, welche von durchgreifender Bedeutung ist und es zu keiner Übereinstimmung kommen läßt.“ Nicht anders urtheilen auch unsere Gegner. In ihrem Berichte über die freie

Konferenz in Fort Wayne erklärten die „Theologischen Zeitblätter“ von Columbus: „Daß man nicht zu einem einheitlichen Ergebnis kam, ist selbstverständlich, solange man von der Analogie des Glaubens als Norm der Schriftauslegung so verschiedene Auffassung hat.“ Wir wundern uns darum nicht sonderlich, daß die vier abgehaltenen freien Konferenzen ihren Zweck nicht erreicht und Einigkeit in der Lehre nicht zustandegebracht haben, auch nicht annäherungsweise, und wir hegen auch keine Hoffnungen, daß dieses Ziel in der nächsten Zukunft erreicht werden könnte.

Wie man nun aber schon seit mehr als fünfzig Jahren Missouri für die Uneinigkeit in der amerikanisch-lutherischen Kirche verantwortlich zu machen pflegt, so fehlt es auch jetzt wieder nicht an zahlreichen Stimmen, hier in Amerika und drüben in Deutschland, welche die Schuld für die Erfolglosigkeit und Aussichtslosigkeit der freien Konferenzen auf die Schultern Missouris wälzen. Von den Missouriern erwartet und fordert man, daß sie im Interesse des Friedens ihren theologischen Standpunkt preisgeben und entweder ihre Lehren fallen lassen und die Lehren ihrer Gegner annehmen, oder doch die abschwebenden Streitfragen als indifferent und für die Einigkeit in der Kirche belanglos erklären. „Nur so kann Friede werden, daß Missouri seine Stellung aufgibt“, — das scheint das allgemeine Verdikt unserer Gegner zu sein. Wie sehr die Gegner der Synodalkonferenz von diesem, dem unionistischen Geiste unserer Zeit entspringenden Vorurteile erfüllt sind, trat gleich zu Anfang der freien Konferenzen zutage. Schon die bloße Tatsache, daß Missourier sich bereit erklärten, mit ihren Gegnern freie Konferenzen abzuhalten, wurde von etlichen aufgefaßt und gedeutet als Unsicherheit, Schwanken und Nachgeben auf seiten der Missourier mit bezug auf ihre frühere Stellung. Und gleich nach der ersten freien Konferenz in Watertown flogen zahlreiche Berichte durch die Welt, dahin lautend, daß die Missourier in wichtigen Punkten der Lehre sich ihren Gegnern genähert hätten. Diese absurden und offenbar falschen Berichte hatten ihren Grund wohl weniger in der Verleumdungssucht oder in kluger kirchenpolitischer Berechnung, als teils in dem Unvermögen, die Streitfragen zwischen Ohio und der Synodalkonferenz adäquat aufzufassen, teils in den seit Jahrzehnten verbreiteten Karikaturen von Missouri, welche immer noch von vielen als naturgetreue Photographien angesehen werden, vor allem aber in den Wünschen und Vorurteilen, die unserer unionistischen Lust und vereinigungssüchtigen Zeit entspringen. So kam es, daß gleich nach der ersten freien Konferenz in Watertown zahlreiche Blätter berichten konnten: Missouri habe in wesentlichen Punkten seinen bisherigen Standpunkt fallen gelassen. Und heute noch steht solches in diesen Blättern zu lesen, denn soweit wir die Sache verfolgt haben, hat sich von den betreffenden Zeitschriften auch nicht eine die Mühe gegeben, ihren falschen Bericht zurechtzustellen. Entsprechen aber diese Berichte gleich nicht den Tatsachen, so geben sie



doch die Wünsche und Forderungen unserer Gegner zu erkennen, die sie auch bald viel deutlicher und stürmischer kundzugeben wußten.

Als nämlich die Missourier sich genötigt sahen, in ihren Zeitschriften die aus der Luft gegriffenen Berichte über das vermeintliche Nachgeben in Watertown zu dementieren, und als dann auf den freien Konferenzen zu Milwaukee und Detroit die Vertreter der Synodalkonferenz schonungslos den Wahn zerstörten, als ob sie geneigt seien, die Lehre der Ohioer von der Befehrung und Gnadenwahl anzunehmen, und als sie die Entschiedenheit dieser ihrer Stellung auch dadurch an den Tag legten, daß sie sich weigerten, gemeinsame liturgische Gottesdienste zur Eröffnung der freien Konferenzen einzurichten: da wurde es auch den trüber Sehenden unter den Gegnern völlig klar, daß von einem Weichen und Nachgeben seitens der Synodalkonferenz nicht die Rede sein konnte. Zugleich war dies aber auch für viele das Signal, in der altgewohnten Weise über Missouri herzufallen. Als Erklärungsgrund für die feste Stellung der Missourier wußte man vielfach nichts Edleres zu nennen als puren Eigensinn, reine Rechthaberei, Streitsucht, Pharisäismus und Jesuitismus. Dieser „missourische Geist“ sei schuld daran, daß es in der amerikanischen Kirche bisher zu keiner Einigkeit gekommen sei und auch in der Zukunft nicht kommen werde. Wie König Ahab dem Propheten Elias entgegentrat mit den Worten: „Bist du, der Israel verwirret?“ — wie erst die Papisten und später auch Zwingli und die Reformierten über Luther herfielen, als dieser sich weigerte, direkt oder indirekt seine Lehre preiszugeben, und ihm und seinen Genossen Stolz und Starrsinn, Rechthaberei und Pharisäismus vorwarfen und Luther verantwortlich machten für die Spaltung der Christenheit in Papisten und Protestanten, in Lutheraner und Reformierte; wie die Unierten in Deutschland und Amerika poltern und schimpfen über die Lutheraner und gerade auch über die Ohioer und Iowaer und nicht müde werden, ihnen Pharisäismus und Fanatismus vorzuwerfen, weil sie sich nicht zur unierten Lehre und Stellung bekennen wollen; wie endlich die Generalsynodisten je und je über die treuen Lutheraner und alle, welche ihren groben Unionismus und Indifferentismus bekämpften, hergefallen sind und ihnen Bigotterie, Streitsucht und Selbstgerechtigkeit vorgeworfen haben: so wurde nun auch, als die Synodalkonferenz entschieden bei ihrer Stellung beharrte, Missouri von allen Seiten, von Sekten, Unierten, Landeskirchlichen, Generalsynodisten und Generalkonziliten, und insonderheit auch von Ohioern und Iowaern verschrien und mit denselben Vorwürfen überhäuft, welche Papisten, Reformierte, Sekten, Unierte und falsche Lutheraner je und je den treuen Lutheranern an den Kopf geschleudert haben. Iowa erklärte Missouri für eine „Sekte“, und D. Loh schrieb, daß die Synodalkonferenz, wenn sie bei ihrer Stellung verharre, betrachtet werden müsse „as a sect among other sects,“ „a recognized portion of the Calvinistic Reformed Church, or a separate pre-

destinarian sect".<sup>2)</sup> Die iowasche „Kirchliche Zeitschrift“ schloß einen Angriff auf Missouri mit den Worten: „Missouri verhandelt nur, um seine Gegner zu besiegen — ad maiorem gloriam ipsius“,<sup>3)</sup> und konnte sich nicht genug tun in maßlosen Beschuldigungen wider Missouri. Und die ohioischen Blätter standen nicht zurück mit harten Urteilen und schilderten vor ihrem Volke die „Feindschaft“ der Missourier, „den Greuel ihrer Gesinnung“ zc. Die Vertreter der Synodalkonferenz erklärten, daß es ihnen mit ihrer theologischen Stellung Gewissenssache sei; viele von unsern Gegnern aber, als ob sie ein Stück der Allwissenheit gepachtet hätten und uns schnurstracks ins Herz zu schauen vermöchten, glaubten bei den Missouriern keine andern Motive entdecken zu können oder zu sollen als die genannten: Streitsucht, Rechthaberei, Pharisäismus. Gäßen unsere Gegner in Amerika und Deutschland recht mit diesen harten Urteilen und schweren Beschuldigungen, die nun schon seit mehr als fünfzig Jahren wider Missouri erhoben und fleißig kolportiert worden sind, so müßte man sich billig wundern, daß unsere Gemeinden, Lehrer und Prediger nicht in ganzen Scharen zu unsern Gegnern übertreten und daß es überhaupt noch ein Missouri gibt. Jedoch unser Zweck ist jetzt nicht der, uns in nutzlosen Klagen zu ergehen über das unbarmherzige und ungerechte Gericht, welches unsere Gegner hüben wie drüben über das vielgehaßte Missouri halten, zumal wir glauben, daß in ruhigen Stunden selbst unsere bittersten Opponenten das meiste von dem, was sie wider Missouri Hartes und Herbes reden, selber nicht glauben und festhalten. Unsere Absicht ist vielmehr, die Tatsache herauszustellen, daß unsere Gegner aller Schattierungen, in Deutschland wie in Amerika, bald direkt, bald indirekt, von Missouri verlangen, daß es im Interesse des Friedens und der Einigkeit seinen bisherigen Standpunkt preisgebe, und daß sie entschlossen sind, Missouri für die bisherige Erfolgslosigkeit und die künftige Aussichtslosigkeit der freien Konferenzen und somit für die Spaltung in der lutherischen Kirche Amerikas verantwortlich zu halten.

Wie etwa der Widerruf Missouris lauten sollte, darüber läßt sich die ohioische „Kirchenzeitung“ vom 31. Dezember 1904 also vernehmen: „Sobald aber Missouri sagen wird: ‚Wir haben die Sache nicht im rechten Lichte beschaut; wir sind allerdings abgewichen und haben nicht so geredet, wie die lutherische Kirche seit dreihundert Jahren in ihrem öffentlichen Bekenntnis geredet hat; wir wollen alles im rechten Licht betrachten‘, dann sind keine Konferenzen mehr nötig; dann wird kein Streit mehr sein, und der Riß wird völlig geheilt werden. Das walte Gott und gebe Missouri dazu seine Gnade.“ Ein ähnliches Bekenntnis haben auch die „Theologischen Zeitblätter“ für Missouri formuliert, welches also lautet: „Wir haben den Mund etwas zu voll genommen,

2) *Columbus Theological Magazine* 1904, p. 129. 133. 138.

3) *R. Z.* 1904, S. 191.



und weil wir unserer Sache gewiß zu sein glaubten, haben wir gemeint, wir müßten alle Welt von unserer Meinung überzeugen. Aber wir haben geirrt. Und nun vergebt uns, daß wir 27 Jahre lang die ganze übrige lutherische Kirche verkehrt haben. Wir wollen hinfort wieder bei der einfältigen Lehre unserer Väter bleiben. Kommt, wir wollen wieder Brüder sein!“ (1905, S. 29.)

Missouri muß seine bisherige Stellung preisgeben, seine Lehren fahren lassen, bekennen: „Wir haben geirrt“ und die ohioschen Lehren annehmen, — das ist die Forderung, welche die Ohioer an Missouri stellen, und die Bedingung, unter welcher sie die Missourier als Brüder anerkennen wollen. Freilich angesichts der unionistischen Schwankung innerhalb der Ohiosynode dürfte uns die kirchliche Gemeinschaft und Anerkennung der Ohioer kaum so hoch zu stehen kommen, als die angeführten Formeln berechnen und fordern. Wenn die Ohioer im Jahre 1904 ihre Verbindung mit Hermannsburg und dadurch mit der hanoverschen Landeskirche und ihren Pastoren erneuern konnten; wenn die ohiosche „Kirchenzeitung“ in demselben Jahre die Erklärung abzugeben vermochte: „Missouri fordert vollständige Übereinstimmung in allen Lehrfragen und will von ‚offenen Fragen‘ nichts wissen. Es war das bisher und ist sogar offiziell noch immer unsere Stellung, doch ist in manchen Teilen unserer Synode eine Jowa günstigere Stimmung entstanden, zumal Jowa in den Lehren von der Gnadenwahl und von der Bekehrung mit uns übereinstimmt“; ja, wenn gerade auch die Ohioer bereits auf den freien Konferenzen in Milwaukee und Detroit und seitdem wiederholt in ihren Zeitschriften die Missourier so, wie sie waren, zu gemeinsamen liturgischen Gottesdiensten aufforderten und drängten, — so dürfte es den Ohioern auch keine besondere Überwindung kosten, mit bezug auf die Differenzpunkte zwischen ihnen und Missouri sich ebenfalls zu dem Prinzip zu bekennen: „We agree to differ.“ Für uns Missourier jedoch, die wir auch in der Frage nach der Kirchengemeinschaft bei unserer alten Stellung zu verharren gedenken, bleibt es sich wesentlich gleich, ob wir aufgefordert werden, unsere eigene Lehre zu verleugnen und die ohiosche anzunehmen, oder die ohiosche Lehre neben der unsrigen in der lutherischen Kirche als gleichberechtigt anzuerkennen. Für uns erhebt sich somit nur die Frage: Können wir nach Gottes Wort und mit gutem Gewissen unsern Standpunkt preisgeben, indem wir entweder unsere Lehren fallen lassen und die Lehren unserer Gegner annehmen, oder doch unsere Lehre für indifferent und die Lehre unserer Gegner als in der lutherischen Kirche berechtigt erklären? Sodann: Ist es wirklich an dem, daß die Synodalkonferenz, weil sie von ihrer Lehrstellung nicht weicht, schuld ist an der Erfolglosigkeit und Aussichtslosigkeit der freien Konferenzen und somit an der Uneinigkeit in der lutherischen Kirche Amerikas? F. B.

(Schluß folgt.)

## Referat über die „Schwagerehe“.<sup>1)</sup>

Der uns jetzt zur Besprechung vorliegende Gegenstand ist die sogenannte „Schwagerehe“. über die Frage: Ist die Schwagerehe nach Gottes Wort erlaubt oder verboten? ist schon viel gestritten worden. Bekannt ist, daß auch innerhalb unserer Synode Leute aufgetreten sind mit der Behauptung, die Schwagerehe sei in Gottes Wort weder geboten noch verboten, sei also ein *Adiaphoron*, gehöre zu den sogenannten freien Mitteldingen. Diese Behauptung hat zur Folge gehabt, daß man auch in „unsere Kreise“ die Schwagerehe zum Gegenstand der Besprechung gemacht hat. Und so hat es denn auch diese Konferenz für zeitgemäß und ersprießlich erachtet, auch einmal über diesen Gegenstand zu verhandeln. —

Das Wort „Schwagerehe“ erinnert uns daran, daß wir es hier zu tun haben mit der ehelichen Verbindung zweier Personen, die in einer gewissen Verwandtschaft zueinander stehen. Ehe wir nun auf diesen speziellen Fall näher eingehen, wird es wohl gut sein, wenn wir uns über die verschiedenen Arten, Linien und Grade der Verwandtschaft überhaupt ein wenig orientieren. — Es gibt zwei Arten der Verwandtschaft. Die eine Art, genannt *Konsanguinität*, hat ihren Grund in der fleischlichen Abstammung. Die andere Art, genannt *Affinität*, hat ihren Grund in der ehelichen Verbindung. Mit andern Worten: Sind zwei oder mehrere Personen durch das Band des Bluts verknüpft, so sind sie *consanguinei*; sind sie aber durch das Band der Ehe einander nahe getreten, so sind sie *affines*. J. W. Baier definiert die *Konsanguinität* und *Affinität* also: „Die *Konsanguinität* (gleichsam die Einheit des Blutes, rücksichtlich des Samens, in den das Blut verwandelt wird und woher die Zeugung geschieht) wird beschrieben, daß sie sei die Nähe (*attinentia*) der Personen, von welchen die eine aus der andern, oder welche (zwei oder mehrere) aus einer gewissen Person durch die fleischliche Zeugung herkommen.“ (*Comp. theol. pos. De statu domest.*, § 9, nota a.) „Die *Affinität* ist die Nähe (*propinquitās*) von Personen, welche aus der Ehe entsteht, so daß die, welche mit einem oder beiden Gatten ein Fleisch sind, indem zwischen ihnen selbst *Konsanguinität* besteht, diese auch dem andern Gatten fleischlich nahe sind, insofern die Gatten unter sich ein Fleisch geworden sind.“ (*l. c.*, § 10.) Also sind die *consanguinei* des einen Gatten des andern Gatten *affines*. Demnach entsteht durch die Ehe nur *Affinität*, niemals *Konsanguinität*.

Was nun eine einzugehende Ehe zwischen zwei zur Leistung der ehelichen Pflicht tüchtigen Personen verschiedenen Geschlechts betrifft, so kann dieselbe sowohl wegen der *Konsanguinität*, als auch wegen der

1) Die folgende Abhandlung über die „Schwagerehe“ von P. D. L. Hohenstein wurde der Zentral-Illinois-Pastoralkonferenz vorgelegt und ist dem Protokollbuch dieser Konferenz entnommen. F. B.



Affinität dieser Personen verboten sein. Mit andern Worten: sowohl die Konfanguinität als auch die Affinität kann als Ehehindernis in Betracht kommen. — Daß aber nicht jede Konfanguinität und nicht jede Affinität, die zwischen einer Mannsperson und einer Weibsperson besteht, als Ehehindernis gelten kann, ist selbstverständlich; denn wäre dies der Fall, so wäre überhaupt alle und jede Eheschließung unter den Menschenfindern verboten, fintemal sie alle in einem gewissen Sinne und in einem gewissen Grade consanguinei und affines sind, weil sie alle von Adam und Eva herkommen. Es entsteht daher die Frage: Wo ist die Grenze des Eheverbots in der Konfanguinität und in der Affinität? Diese Frage führt uns zunächst auf die Lehre von den verschiedenen Linien und Graden der Konfanguinität und Affinität.

Das Wort „Linie“ wird hier bildlich gebraucht und ist hergenommen von der mathematischen Linie, die aus einer ununterbrochenen Reihe von Punkten zusammengesetzt ist. Auch das Wort „Grad“ wird hier bildlich gebraucht und ist hergenommen von den Sprossen einer Leiter oder den Stufen einer Treppe oder von der Abhängigkeit einer Gegend (*proclivium locorum*). (Vgl. Baier.) Eine Linie der Konfanguinität bilden diejenigen Personen, welche von ein und demselben Stamm, wie die Zweige aus einem Baum, herkommen; z. B. von Tharah, dem gemeinsamen Stamm, bilden Abraham, Izaak, Jakob, Juda u. eine Linie der Konfanguinität. Grad der Konfanguinität bezeichnet die Nähe (resp. Entfernung) der blutsverwandten Personen zu dem gemeinsamen Stamm, oder die Nähe (resp. Entfernung) dieser Personen unter sich, z. B. Izaak und Bethuel sind von Tharah, ihrem gemeinsamen Stamm, zwei Grade entfernt; Jakob und Abraham sind unter sich zwei Grade entfernt. Die Linie der Konfanguinität wird eingeteilt in gerade Linie und in gleiche und ungleiche Seitenlinie. In der geraden Linie der Konfanguinität stehen die Personen, von welchen immer eine von der andern abstammt; z. B. Jakob, Izaak, Abraham, Tharah. Schreitet man in dieser Linie bei der Zählung der Personen vom Gezeugten zum Erzeuger fort, so nennt man sie aufsteigende gerade Linie der Konfanguinität; z. B. Jakob, Izaak, Abraham, Tharah; schreitet man aber in dieser Linie bei der Zählung der Personen vom Erzeuger zum Erzeugten fort, so nennt man sie absteigende gerade Linie der Konfanguinität; z. B. Tharah, Abraham, Izaak, Jakob. Die gleiche Seitenlinie der Konfanguinität bilden diejenigen Personen, von welchen keine von der andern, sondern jede von einer gewissen dritten Person abstammt, und von denen eine jede von dem gemeinsamen Stamm gleich weit entfernt ist; z. B. Abraham und Nahor, welche beide von Tharah abstammen und von ihm als dem gemeinsamen Stamm gleich weit entfernt sind. Die Personen dieser Linie stehen also nicht gleichsam eine unter der andern, wie z. B. der Sohn unter dem Vater, sondern sie stehen nebeneinander und berühren sich gleichsam nur von der Seite, a latere, wie z. B. Bruder und Bruder,

daher der Name *linea collateralis*. Die ungleiche Seitenlinie der Konfanguinität bilden diejenigen blutsverwandten Personen, deren Entfernung vom gemeinsamen Stamm ungleich ist; z. B. Abraham und Bethuel, oder Naſor und Iſaak.

Für die Berechnung der Grade der Nähe (resp. Entfernung) der blutsverwandten Personen gelten nach dem kanoniſchen Recht für die verſchiedenen Linien verſchiedene Regeln. Für die Berechnung der Grade in der geraden Linie der Konfanguinität gilt folgende Regel: Wie viele Geſchlechter zwiſchen den Perſonen ſind, um deren Nähe oder Entfernung es ſich handelt, ſo viel Grade ſind zwiſchen ihnen; oder: Man zähle die das Geſchlecht fortführenden Perſonen, die zwiſchen den Betreffenden, um deren Nähe oder Entfernung es ſich handelt, ſtehen, und nehme dann eine Perſon weg, ſo hat man die Anzahl der Grade; z. B., zählt man von Jakob bis Tharah, ſo hat man vier Perſonen, nimmt man eine weg, ſo bleiben drei übrig: alſo iſt Jakob von Tharah drei Grade entfernt. Hiernach ſtehen im erſten Grad der Konfanguinität z. B. Vater und Tochter, wie Jakob und Dina; im zweiten Grad ſtehen z. B. Großvater und Enkelin, wie Iſaak und Dina; im dritten Grad ſtehen z. B. Urgroßvater und Urenkelin, wie Abraham und Dina. Für die gleiche Seitenlinie gilt folgende Regel: Wieviel Grade die Perſonen, um deren Blutsverwandſchaft es ſich handelt, von dem gemeinsamen Stamm entfernt ſind, ſo viel Grade ſind ſie voneinander entfernt. So waren z. B. Laban und Rebekka, Bruder und Schweſter, von Bethuel gezeugt, Blutsverwandte im erſten Grad der gleichen Seitenlinie, da ſowohl Laban als Rebekka einen Grad in der geraden Linie von Bethuel entfernt waren; aber Jakob, Rebekkas Sohn, und Rahel, Labans Tochter, Geſchwisterkinder, waren zwei Grade voneinander entfernt, weil ſowohl Jakob als Rahel von Bethuel, dem Großvater und gemeinsamen Stamm, zwei Grade entfernt waren. Für die ungleiche Seitenlinie gilt folgende Regel: Wieviel Grade die entferntere Perſon von denen, um deren Nähe es ſich handelt, vom gemeinsamen Stamm entfernt iſt, ſo viel Grade ſind jene Perſonen voneinander entfernt. So waren z. B. Eſau, Iſaaks Sohn, und Dina, Iſaaks Enkelin (aus Jakob), im zweiten Grade der ungleichen Seitenlinie miteinander verbunden, weil Eſau nur einen, Dina aber zwei Grade von Iſaak, dem gemeinsamen Stamm, entfernt war. — Von dieſer Art und Weiſe der Gradzählung ſagt Muſäus: „Welche (nämlich *ratio computandi gradus*) aus dem kanoniſchen Recht genommen iſt und welche man in den Schulen und Konſiſtorien unſerer Kirchen zu beobachten gewohnt gewefen iſt.“ Und dann fährt er fort: „Eine andere Art und Weiſe der Berechnung, welche ſich nur auf eine Regel ſtützt, nämlich dieſe: Wie viele Geſchlechter, ſo viele Grade, iſt im Zivilrecht vorgeſchrieben und gehört zu den Rechten der Nachfolgen und der dazukommenden Erbschaft, und ſie kommt auch mit der erſteren Art und Weiſe der Berechnung in der geraden Linie überein; hiñſichtlich der Seitenlinie aber iſt ſie gar ſehr

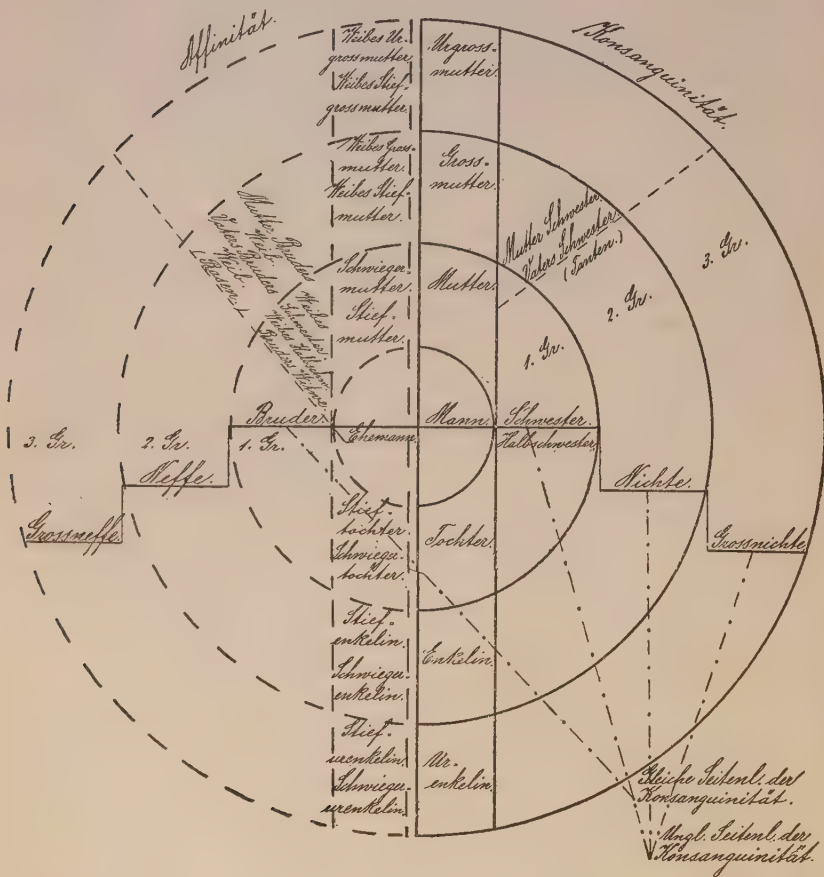


verschieden.“ (Baier, l. c., § 16, nota.) Ein paar Beispiele mögen klar machen, was Musäus hier sagt. Also: in der geraden Linie der Konsanguinität sind Abraham und Dina (Urgroßvater und Urenkelin) drei Grade voneinander entfernt, sowohl nach dem kanonischen als nach dem Zivilrecht; in der gleichen Seitenlinie sind Esau und Rebekka nach dem kanonischen Recht drei Grade, nach dem Zivilrecht sechs Grade voneinander entfernt; in der ungleichen Seitenlinie sind Jakob und Rahel nach dem kanonischen Recht vier Grade, nach dem Zivilrecht sieben Grade voneinander entfernt.

Was nun die Affinität betrifft, so pflegt man eine dreifache Art derselben zu unterscheiden. Die erste Art ist die, welche durch die Vermittlung einer durch das fleischliche Band verbundenen Person entsteht; z. B. Nahor, Abrahams Bruder, und Sara, Abrahams Weib, waren affines durch Abrahams alleinige Vermittlung, nämlich durch seine Ehe mit Sara. — Die zweite Art der Affinität ist die, welche durch die Vermittlung zweier Personen und ebensovieler Ehen entsteht; so waren z. B. Retura, Abrahams Weib nach Saras Tode, und Saras Blutsverwandte affines durch Abrahams und Saras Vermittlung und durch die erste Ehe zwischen Abraham und Sara und durch die andere Ehe zwischen Abraham und Retura. — Die dritte Art der Affinität ist die, welche durch die Vermittlung dreier Personen und durch ebensovieler Ehen entsteht. Wenn z. B. Retura nach Abrahams Tode einen andern Mann geheiratet hätte, so wären dadurch Saras Blutsverwandte die affines des zweiten Mannes der Retura geworden vermittelt dreier Ehen. Mit andern Worten ausgedrückt: die Geschwister eines Mannes stehen mit seiner Gattin in der ersten Art der Affinität; der zweite Gatte einer Person steht mit den Blutsverwandten des ersten Gatten derselben Person in der zweiten Art der Affinität; die Blutsverwandten der Frau eines Mannes stehen mit dem zweiten Manne der zweiten Frau desselben Mannes in der dritten Art der Affinität.

Die Linien und Grade der Affinität werden ebenso angesehen und gerechnet wie die Linien und Grade der Konsanguinität. Die hier geltende Regel lautet: In dem wievielften Grad und in welcher Linie der Konsanguinität eine die Affinität vermittelnde Person mit ihren Blutsverwandten steht, in demselben Grad und in derselben Linie sind eben dieselben Blutsverwandten die affines der Person, mit welcher die genannte Person durch die Ehe verbunden ist. Da z. B. Abraham und Tharah (Sohn und Vater) Blutsverwandte im ersten Grad der geraden Linie sind, so sind Sara, Abrahams Weib, und Tharah (Schwieger-tochter und Schwiegervater) affines in demselben ersten Grad der geraden Linie. Dieselbe Sara ist Nahors affinis im ersten Grad der gleichen Seitenlinie, weil Abraham und Nahor Brüder sind. Hinwiederum ist Sara Lots affinis im zweiten Grad der ungleichen Seitenlinie, weil Lot Harans (des Bruders Abrahams) Sohn ist, Sara aber mit Abraham, Lots Vaters Bruder, als Weib verbunden ist. Nehmen

wir ein anderes Beispiel. Mein Vater und ich sind Blutsverwandte im ersten Grad der geraden Linie, also steht meine Frau mit meinem Vater in demselben ersten Grad der geraden Linie; der Unterschied ist nur: ich bin meines Vaters consanguineus und meine Frau ist meines Vaters affinis. Ferner: Mein Bruder und ich sind Blutsverwandte im ersten Grad der gleichen Seitenlinie, also steht meine Frau mit

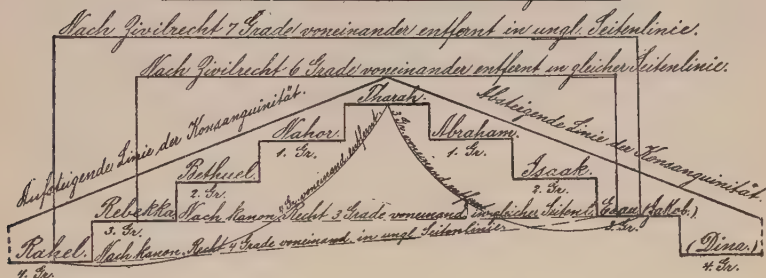


meinem Bruder in demselben ersten Grad der gleichen Seitenlinie; der Unterschied ist wiederum nur der: ich bin meines Bruders consanguineus, und meine Frau ist meines Bruders affinis. Endlich: Meines Bruders Sohn (mein Neffe) ist mein Blutsverwandter im zweiten Grad der ungleichen Seitenlinie; also steht meine Frau mit meines Bruders Sohn in demselben zweiten Grad der ungleichen Seitenlinie, und der Unterschied ist auch hier nur der: ich bin meines Neffen consanguineus, und meine Frau ist meines Neffen affinis.

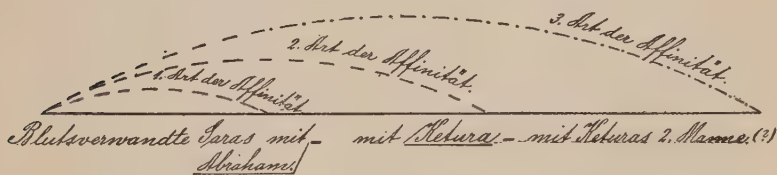


Hier folge eine kurze Zusammenstellung der für die Konsanguinität und Affinität geltenden Regeln. A. Regeln für die Konsanguinität: 1. Regel des Zivilrechts: „Wieviel Geschlechter, so viel Grade.“ 2. Regeln des kanonischen Rechts: a. In der aufsteigenden geraden Linie: „So viel Grade als zeugende Personen“; b. in der absteigenden geraden Linie: „So viel Grade als gezeugte Personen“; c. in der gleichen Seitenlinie: „Wieviel Grade vom gemeinsamen Stamm, so viel Grade voneinander entfernt“; d. in der ungleichen Seitenlinie: „Wieviel Grade die entferntere Person vom gemeinsamen Stamm, so viel Grade voneinander entfernt.“ B. Regeln für die Affinität: „Die consanguinei eines Ehemannes in einer bestimmten Linie und

### Linien und Grade der Konsanguinität.



### Arten der Affinität.



in einem bestimmten Grade sind die affines des Eheweibes in derselben Linie und in demselben Grade.“

Nun kommen wir zu der Frage: In welchen Linien und Graden der Konsanguinität und Affinität ist die Schließung der Ehe verboten? Antwort: Verboten ist die Eheschließung: in der geraden Linie der Konsanguinität schlechthin (simpliciter) und ins Unendliche (in infinitum); in der gleichen Seitenlinie der Konsanguinität im ersten Grad; in der ungleichen Seitenlinie der Konsanguinität im zweiten Grad. Für die Linien und Grade der Affinität aber gilt die Regel: In welchem Grade und in welcher Linie die Ehe einzugehen den Blutsverwandten nicht erlaubt ist, in der Linie und in dem Grade ist auch den affines die Schließung der Ehe verboten. Also, verboten ist die Schließung der Ehe in der Affinität: in der geraden Linie schlechthin

und ins Unendliche; in der gleichen Seitenlinie im ersten Grad; in der ungleichen Seitenlinie im zweiten Grad. Daß sich aber das göttliche Eheverbot über die eben genannten Linien und Grade der Konsanguinität und Affinität erstreckte, dies werden wir später sehen.

Gehen wir nun zur Besprechung der sogenannten „Schwagererei“ über. — Unter „Schwagererei“ versteht man die eheliche Verbindung, welche zwischen Schwägern und Schwägerinnen geschlossen wird. Wenn ein Mann seines verstorbenen oder rechtmäßig von ihm geschiedenen Weibes Schwester oder seines verstorbenen oder rechtmäßig geschiedenen Bruders Frau, oder umgekehrt, wenn ein Weib ihrer verstorbenen oder rechtmäßig geschiedenen Schwester Mann oder ihres verstorbenen oder rechtmäßig geschiedenen Mannes Bruder heiratet, so nennt man die Ehe, in welcher genannte Personen leben, eine Schwagererei. Wenn aber ein Mann seiner noch lebenden und nicht rechtmäßig von ihm geschiedenen Frau Schwester oder seines noch lebenden und nicht rechtmäßig geschiedenen Bruders Weib, oder wenn ein Weib ihres noch lebenden und nicht rechtmäßig von ihr geschiedenen Mannes Bruder oder ihrer noch lebenden und nicht rechtmäßig geschiedenen Schwester Mann heiraten würde, so würden wir eine solche Verbindung überhaupt nicht Ehe, sondern Ehebruch und Hurerei nennen.

Die Frage ist nun: Hat Gott die Schließung der sogenannten Schwagererei verboten oder nicht? Wir sagen: Ja, Gott hat es verboten, daß Schwäger und Schwägerinnen untereinander heiraten. Die Hauptstellen der Heiligen Schrift, aus denen wir dies beweisen, sind 3 Mos. 18, 6 und 16. Die erste Stelle, 3 Mos. 18, 6, lautet im Grundtext also: **אִישׁ אִשׁ אֶל-כַּל-שָׁאֵר בְּשָׂרוֹ לֹא יִקְרָבוּ לְזִנוּת עִרְוָה אִנִּי יְהוָה**. Dies heißt wörtlich übersetzt: „Jemand einer soll zu allem Fleisch seines Fleisches nicht nahen, aufzudecken ihre Scham; ich (bin) der Herr.“ Der Ausdruck „aufzudecken ihre Scham“, **לְזִנוּת עִרְוָה**, ist euphemistisch und wird in der keuschen Sprache der Heiligen Schrift gebraucht zur Bezeichnung des geschlechtlichen Umgangs oder der fleischlichen Vermischung. Daß aber der hier bezeichnete Umgang zweier Personen verschiedenen Geschlechts nur erlaubt ist, wenn dieselben in rechtmäßiger Ehe leben, ist selbstverständlich. Alle fleischliche Vermischung außerhalb des rechtmäßigen Ehestandes ist grobe Hurerei und eine greuliche Sünde wider das heilige sechste Gebot. Daß aber Gott hier, 3 Mos. 18, 6, nicht die Hurerei und den Ehebruch, sondern das Heiraten innerhalb gewisser Grade der Verwandtschaft verbietet, liegt auf der Hand; denn fleischliche Vermischung außerhalb des rechtmäßigen Ehestandes ist in keinem Grad der Verwandtschaft und überhaupt nicht erlaubt; hier aber und in den nachfolgenden Versen werden gewisse Verwandtschaftsgrade angegeben, innerhalb welcher die mit der Heirat verbundene fleischliche Vermischung verboten wird; folglich kann hier nicht von Hurerei und Ehebruch, sondern es muß von dem Heiraten innerhalb gewisser Verwandtschaftsgrade die Rede sein. Das hebräische Wort **קָרָב**, welches



Luther mit „sich tun zu“ übersetzt hat, heißt nahen, herannahen; zu ergänzen ist: אֶל-אִשָּׁה = zum Weibe, nämlich zum Beischlaf; hier aber hat offenbar das Nahen zum Weibe den Eheschluß zur Voraussetzung, so daß hier von Ehegemeinschaft die Rede ist.

Welches sind nun aber die Verwandtschaftsgrade, innerhalb welcher Gott hier, 3 Mos. 18, 6, das Heiraten verbietet? Gott sagt: „Jemand einer soll zu allem Fleisch seines Fleisches nicht nahen, aufzudecken ihre Scham“, das heißt, kurz gesagt: Niemand soll seines Fleisches Fleisch heiraten. Um den rechten Sinn dieses göttlichen Verbots zu verstehen, müssen wir wissen, was mit dem „Fleisch seines Fleisches“, שָׂאֵר בְּשָׂרוֹ, das ein Mann nicht ehelichen soll, gemeint ist. Die beiden hier gebrauchten Worte שָׂאֵר und בְּשָׂרִי heißen nicht etwa Verwandter oder gar Blutsverwandter, sondern „Fleisch“ und sonst nichts; sie werden aber in der Schrift in verschiedenem Sinne gebraucht, um gewisse Grade der Verwandtschaft, sowohl der Konsanguinität als der Affinität, zu bezeichnen. Im weitesten Sinne bezeichnet das Wort בְּשָׂרִי „Fleisch“, die Verwandtschaft, welche zwischen Mensch und Mensch besteht. So wird dies Wort z. B. Jes. 58, 7 gebraucht, wo es heißt: „Brich dem Hungrigen dein Brot, und die, so im Elend sind, führe ins Haus; so du einen nackend siehest, so kleide ihn, und entzeuch dich nicht מִבְּשָׂרִי, von deinem Fleisch.“ Alle Menschen sind untereinander verwandt, insofern sie nämlich alle ursprünglich von ein und demselben Vater und ein und derselben Mutter, nämlich von Adam und Eva, herkommen. — Sodann wird das Wort „Fleisch“ auch gebraucht, um die Verwandtschaft anzudeuten, welche zwischen den Gliedern ein und desselben Volkes statthab. 2 Sam. 5, 1 z. B. lesen wir: „Da kamen alle Stämme Israel zu David gen Hebron und sprachen: Siehe, wir sind deines Gebeins und deines Fleisches“, עַצְמֶךָ וּבְשָׂרֶךָ. Die Stämme Israels aber waren mit David nicht näher verwandt, als daß er zu ihrem Volk gehörte, zu den Nachkommen Abrahams, Isaaks und Jakobs. So nennt David 2 Sam. 19, 12 die Ältesten in Juda „mein Bein und mein Fleisch“, עַצְמִי וּבְשָׂרִי, da sie mit ihm von Juda abstammten. Richt. 9, 2 läßt Abimelech den Sichemiten, welche „zum Geschlecht des Hauses seiner Mutter Vaters gehörten“, sagen: „Gedenket . . ., daß ich euer Bein und (euer) Fleisch bin“, עַצְמְכֶם וּבְשָׂרְכֶם. — Ferner wird das Wort „Fleisch“ auch gebraucht zur Bezeichnung solcher Verwandten, die einander näher stehen als die Angehörigen eines Volkes oder Volksstammes. 4 Mos. 27, 8—10 z. B. lesen wir: „Sage den Kindern Israel: Wenn jemand stirbt und hat nicht Söhne, so sollt ihr sein Erbe seiner Töchter zuwenden. Hat er keine Tochter, so sollt ihr's seinen Brüdern geben. Hat er keine Brüder, so sollt ihr's seinen Vettern geben. Hat er nicht Vettern, sollt ihr's seinen nächsten Freunden geben, die ihm angehören in seinem Geschlecht, daß sie es einnehmen.“ Für „seinen nächsten Freunden“ steht im Grundtext שָׂאֵרוֹ הַקָּרִיב, „seinem nächsten Fleisch“. Hier werden also die Verwandten eines Mannes, die nach seinen Vettern

(Vaters Brüdern) folgen, sein „Fleisch“ genannt. 3 Mos. 25, 48. 49 steht geschrieben: „Er“ (nämlich der Israelit, der sich aus Armut einem Fremdling oder Gast oder jemand von seinem Stamm verkauft) „soll nach seinem Verkaufen Recht haben, wieder los zu werden, und es mag ihn jemand unter seinen Brüdern lösen, oder sein Vetter oder Veters Sohn, oder sonst sein nächster Blutsfreund seines Geschlechts“, oder eigentlich: „Das Fleisch seines Fleisches von seinem Geschlecht“, **שָׂרָא בְּשָׂרֵי מִשְׁפַּחָתוֹ**. Hier werden also die Verwandten eines Mannes nach Brüdern, Vettern und Veters Sohn mit „Fleisch“ bezeichnet. — Ferner finden wir das Wort „Fleisch“ gebraucht von solchen Personen, die mit einer andern Person im zweiten Grade verwandt sind, die nur durch ein Zwischenglied voneinander getrennt sind. 1 Mos. 29, 14 lesen wir: „Da sprach Laban zu ihm (Jakob): Wohlan, du bist mein Bein und Fleisch“, **עָצְמִי וּבְשָׂרִי**. Jakob aber war der Sohn von Labans Schwester. Nach 2 Sam. 19, 13 sprach David zu Amasa: „Bist du nicht mein Bein und mein Fleisch (עָצְמִי וּבְשָׂרִי)?“ Amasa aber war der Sohn Abigails, einer Schwester Davids. (1 Chron. 2, 15—17.) 3 Mos. 20, 19 wird einem Mann verboten, seiner Mutter Schwester Scham und seines Vaters Schwester Scham zu blößen, weil er damit die Scham seines Fleisches, **שָׂרָא**, blößen würde. — Ferner finden wir, daß das Wort „Fleisch“ auch solche Verwandte bezeichnet, die ohne Mittelglied in unmittelbarer Blutsverwandtschaft stehen. 1 Mos. 37, 27 sagt Juda zu seinen Brüdern von Joseph: „Er ist unser Bruder, unser Fleisch“, **בְּשָׂרֵנוּ**. Joseph aber war bekanntlich ihr leiblicher Bruder. 3 Mos. 21, 2. 3 werden eines Mannes Mutter, Vater, Sohn, Tochter, Bruder und Schwester unter der Bezeichnung „Fleisch“ subsumiert. Da heißt es nämlich: „Ein Priester soll sich an keinem Toten seines Volkes verunreinigen, ohne an seinem Blutsfreunde“ (**שָׂרָא** = seinem Fleische), „der ihm am nächsten angehört, als an seiner Mutter, an seinem Vater, an seinem Sohne, an seiner Tochter, an seinem Bruder und an seiner Schwester.“ Die Genannten aber standen mit dem betreffenden Priester im ersten Grad der Blutsverwandtschaft. 1 Mos. 2, 23 nennt Adam die Eva **בֶּשֶׂר מִבְּשָׂרִי** = Fleisch von meinem Fleisch, weil die Eva von Adam genommen war und also zwischen beiden eine besondere Art von nächster Blutsverwandtschaft bestand. — Endlich aber wird das Wort „Fleisch“ gebraucht zur Bezeichnung des innigen Verhältnisses, in welchem solche Personen zueinander stehen, die sich fleischlich vermischt haben, mag diese Vermischung nun innerhalb oder außerhalb des rechtmäßigen Ehestandes geschehen sein. 1 Mos. 2, 24 sagt Adam: „Ein Mann wird seinen Vater und seine Mutter verlassen und an seinem Weibe hängen, und sie werden sein ein Fleisch“, **הֵיוּ לְבָשָׂר אֶחָד**. Mann und Weib werden also, und zwar der auf die Eheschließung folgenden fleischlichen Vermischung wegen, in Gottes Wort als ein Fleisch gerechnet. Und das gilt auch in der Zeit des Neuen Testaments. In seiner Antwort auf die Frage der Phariseer: „Ist's auch recht, daß



sich ein Mann scheide von seinem Weibe um irgend eine Ursache?“ beruft sich Christus auf die angeführte Stelle, indem er spricht (Matth. 19, 5): „Habt ihr nicht gelesen, daß, der im Anfang den Menschen gemacht hat, der machte, daß ein Mann und ein Weib sein sollte, und sprach: Darum wird ein Mensch Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hängen, und werden die zwei ein Fleisch sein (ἔσονται οἱ δύο εἰς σάρκα μία)? So sind sie nun nicht zwei, sondern ein Fleisch“, ὥστε οὐδέτι ἐστὶ δύο, ἀλλὰ σὰρξ μία. Mark. 10, 8 finden wir dieselben Worte. Eph. 5, 31 nennt der Apostel des Mannes Weib τὴν ἑαυτοῦ σάρκα, „sein eigen Fleisch“. 1 Kor. 6, 16 sagt der Apostel: „Oder wisset ihr nicht, daß, wer an einer Hure hanget“ (das heißt, sich fleischlich mit ihr vermischt hat), „der ist ein Fleisch (ἐν σῶμα ἐστιν) mit ihr? Denn sie werden (spricht er) zwei“ (eigentlich die zwei, οἱ δύο) „in einem Fleische sein.“ — So viel im allgemeinen über den Gebrauch der Worte רִשָּׁא und בָּשָׂר in der Bedeutung Verwandte, sowohl in der Konsanguinität als Affinität.

Da nun, wie wir eben nachgewiesen haben, die Worte רִשָּׁא und בָּשָׂר (scheer und basar), „Fleisch“, als Bezeichnung der Verwandtschaft in der Schrift in verschiedener Bedeutung gebraucht werden, so entsteht die Frage: Welchen Sinn haben diese Worte in der Stelle 3 Mos. 18, 6, welche von den ehehinderlichen Verwandtschaftsgraden handelt? Der exegetische Grundsatz: Sensus literalis unus est, oder daß der wahre Sinn eines Wortes in einem Texte nur einer sein kann, gilt natürlich auch hier; und dies um so mehr, weil wir es hier mit einem göttlichen Gesetz, mit einem göttlichen Verbot, zu tun haben. Ein Gesetz, in dem die darin gebrauchten Worte zweideutig wären oder mehrfachen Sinn haben könnten, würde seinen Zweck verfehlen, es könnte nämlich nicht als Norm für Recht und Unrecht dienen. Und solche Gesetze hat der allweise und allgütige Gott nicht gegeben. Wer das Gegenteil behaupten wollte, würde sich einer Gotteslästerung schuldig machen. Es steht uns also a priori fest und liegt in der Natur der Sache selbst, daß die hier gebrauchten Worte רִשָּׁא und בָּשָׂר, „Fleisch“, nur einen bestimmten Sinn haben und haben können. Welches ist aber dieser Sinn? Um dies zu bestimmen, wird es nötig sein, daß wir uns zunächst darüber klar werden, welchen Zweck der liebe Gott mit dem hier gegebenen Gebot im Auge hatte; daß wir also den Grundsatz befolgen, der bei aller Gesetzeserklärung seine Anwendung findet oder doch finden sollte, und dieser Grundsatz lautet: „Diligenter attendendum est ad scribentis scopum.“ über den Zweck des hier gegebenen göttlichen Verbots aber geben uns die unserm Texte vorhergehenden und nachfolgenden Verse Aufschluß. In den vorhergehenden Versen (1—5) wird uns nämlich erzählt, daß der Herr, Jehovah, der Gott Israels, der „einige Gesetzgeber“ (Naf. 4, 12) zu Mose, dem Mittler des Alten Bundes, geredet und ihm den Auftrag erteilt habe, in seinem Namen den Kindern Israel zu sagen, daß sie nach den Werken des Landes Ägypten, darin sie ge-

wohnt hatten, auch nach den Werken des Landes Kanaan, darein sie der Herr führen wolle, nicht tun und sich nach der Weise dieser Länder nicht halten, sondern daß sie sich nach den Rechten und Satzungen des Herrn halten und darin wandeln sollten. Zugleich verheißt der Herr, als der allein „selig machen und verdammen kann“, daß, welcher Mensch seine Satzungen und Rechte tue, dadurch leben werde. Daß der Herr sein auserwähltes Volk vor den Werken der Ägypter und Kanaaniter so ernstlich durch Mose warnt, zeigt uns, daß das böse, sündliche, gottlose Werke waren. Von welcher Art und Beschaffenheit aber diese Werke waren, sehen wir aus den nun folgenden Verbotten samt den angefügten Drohungen und Ermahnungen, V. 6—30. Hieraus ist klar: Was Gott veranlaßt hat, den Kindern Israel gerade die hier genannten Gesetze zu geben, war einmal die Tatsache, daß sie bisher in einem Lande gewohnt hatten, dessen Einwohner nebst andern Greueln gerade auch in allerlei Sünden wider das sechste Gebot lebten, und daß sie (die Kinder Israel) nun in ein Land zogen, welches mit demselben greulichen Sündenschmutz verunreinigt war; zum andern auch die Tatsache, daß die Israeliten in Folge ihres erbündlichen Verderbens und gereizt durch die bösen Exempel der in Sündenschmutz versunkenen Heiden, in großer Gefahr standen, sich mit gleichen Sünden und Greueln zu beflecken und so Gottes Zorn und Strafe auf sich zu laden. Die Ägypter und Kanaaniter waren zügellose Völker, und ihre Zügellosigkeit zeigte sich u. a. auch darin, daß sie, wie die Menschen vor der Sündflut, zu Weibern nahmen, welche sie wollten, ohne im gegebenen Falle nach der Nähe der Verwandtschaft zu fragen und ohne sich in dieser Sache um Gottes Willen zu kümmern. Und so kam es denn nicht selten vor, daß solche Personen sich ehelichten, deren Zusammenleben Sünde, ja Gott ein Greuel war. Um nun sein Volk Israel vor dergleichen Greueln zu bewahren, gibt Gott ihm u. a. auch solche Gesetze, in welchen er ihm sagt, welche Personen man nicht ehelichen solle.

Daß es Gottes Wille war, daß die Söhne und Töchter des ersten Menschenpaares sich untereinander heiraten sollten, ist außer allem Zweifel. Dieser Wille Gottes ist in den Segensworten, die er über das erste Menschenpaar aussprach: „Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde“, deutlich erkennbar. Das gegenseitige Heiraten der ersten Söhne und Töchter lag auch in dem göttlichen Schöpfungsplan, nach welchem Adam der gemeinsame Stammvater aller Völker der Erde (Apost. 17, 26) und Eva die Mutter aller Lebendigen (1 Mos. 3, 20) sein sollte. Zur Ausführung dieses göttlichen Schöpfungsplanes war die wechselseitige Verehelichung der Söhne und Töchter Adams und Evas ein notwendiges Mittel. Die Ehe zwischen Geschwistern kann also an sich mit der Heiligkeit Gottes nicht in Widerspruch stehen. Aber daß es für alle kommenden Zeiten so bleibe, daß Brüder ihre Schwestern zu Weibern nähmen, das war nicht Gottes Wille, das lag nicht im Schöpfungsplan. Daher haben mit der Notwendigkeit der Geschwister-



ehen diese selbst aufgehört. — Schon lange vor der Verkündigung des geschriebenen Gesetzes war es Abraham und den Ägyptern und den Kanaanitern bekannt, daß es ein Greuel sei, wenn ein Mann seine eigene Schwester zur Frau nehme. Daß Abraham voraussetzte, daß die Ägypter und ihr König sowohl, als auch der Kanaaniter Abimelech den Schluß machen würden (und auch wirklich gemacht haben), daß, wenn Sara Abrahams Schwester sei, so könne sie nicht sein Weib sein (1 Mos. 12, 11—19; 20, 2—12), beweist deutlich, daß nicht nur Abraham, sondern auch die Ägypter und Kanaaniter wußten, daß die Heirat zwischen Geschwistern verboten sei. Wir wissen freilich von keinem dahinlautenden positiven Gesetz oder keiner speziellen Offenbarung vor der Gesetzgebung durch Mose; so muß offenbar das natürliche Gesetz, das auch in der Heiden Herzen geschrieben steht, hinreichend gewesen sein, sie zu lehren, daß das, was den Brüdern und Schwestern der ersten Generation erlaubt, ja indirekt geboten war, nunmehr verboten sei. Aber bei den Ägyptern und Kanaanitern war es nach und nach dahin gekommen, daß sie das natürliche Gesetz, die bessere Erkenntnis aus den Augen setzten und ohne Rücksicht auf Blutsfreundschaft und Verwandtschaft heirateten, welche sie wollten. — Und damit nun (wie gesagt) nicht auch die Israeliten verführt werden möchten, nach den „greulichen Sitten“ der Heiden zu tun und dadurch Gottes Zorn und Strafe auf sich zu laden, so gibt ihnen Gott die hier bezeichneten Gesetze, in denen er ihnen sagt, in welchen Graden der Verwandtschaft sie nicht heiraten sollen. Und die Grenze zwischen erlaubter und verbotener Eheschließung zieht Gott mit den Worten einer Generalregel, welche lautet: „Jedem einer soll zu allem Fleisch seines Fleisches nicht nahen, aufzudecken ihre Scham.“ Daß nun die gebrauchten Worte scheer und basar hier nicht in der Bedeutung von Mitmensch genommen werden dürfen, liegt auf der Hand; denn dann würde das hier gegebene Verbot gleichbedeutend sein mit einem gänzlichen Eheverbot. Aber auch in dem engeren Sinne von Volks- und Stammesgenossen und entfernten Verwandten kann das Wort „Fleisch“ hier nicht gebraucht sein; denn dann wäre mit dem Wort dieser Generalregel: „Zu allem Fleisch seines Fleisches“ soll niemand nahen, die Eheschließung zwischen allen Volks- und Stammesgenossen und allen auch noch so entfernten Verwandten untersagt. Auch dies kann die Intention des Gesetzgebers nicht sein, wie allgemein zugegeben wird. So bleibt denn nichts anderes übrig, als die Worte scheer und basar hier in ihrem engsten Sinn zu verstehen, nach welchem sie Verwandte des ersten Grades der Konsanguinität und Affinität bezeichnen. Unter dem „Fleisch“ eines Mannes werden also hier seine allernächsten Verwandten verstanden, mag er nun von Geburt mit ihnen ein Fleisch sein oder es durch die Heirat geworden sein. Und unter dem „Fleisches Fleisch“ eines Mannes werden alle diejenigen verstanden, die wieder mit seinen allernächsten Verwandten im ersten Grad der Verwandtschaft stehen, sei es, daß diese Verwandtschaft von

Geburt besteht, sei es, daß sie durch Heirat entstanden ist. Daß dies hier der intendierte, einzig richtige Sinn von „Fleisch“ und „Fleisches Fleisch“ ist, wird durch die auf die Generalregel folgenden Beispiele (3 Mos. 18, 7—17) über jeden Zweifel erhoben.

Sehen wir uns diese Beispiele etwas näher an. V. 7 sagt Gott: „Die Scham deines Vaters und die Scham deiner Mutter sollst du nicht blößen; deine Mutter ist sie, nicht blößen sollst du ihre Scham.“ Hier verbietet Gott einem Manne, seine leibliche Mutter zu ehelichen, weil sie seine Mutter ist und also mit ihm im ersten Grad der Konsanguinität steht. Daß im Verbot auch die Blößung der Scham des Vaters untersagt ist, während in der Begründung des Verbots nur von der Mutter die Rede ist, beweist, daß vor Gott die Eltern eines Mannes e i n Fleisch sind, und daß daher, wer seiner Mutter Scham blößt, damit zugleich auch seines Vaters Scham blößt. Es ist hier nicht etwa von der Sünde Hams die Rede, sondern der Vater kommt hier nur insofern in Betracht, als er mit der Mutter e i n Fleisch ist, und daher eine geschlechtliche Verfündigung an der Mutter zugleich eine Verfündigung am Vater ist. Daß aber dieses Verbot, die leibliche Mutter zu ehelichen, den Tod des Vaters oder der Mutter rechtmäßige Scheidung vom Vater voraussetzt, ist selbstverständlich; denn wenn ein Mann seine leibliche Mutter bei Lebzeiten des Vaters, oder während sie noch des Vaters rechtmäßiges Weib ist, heiraten würde, so wäre das ja Ehebruch und greuliche Hurerei, und von Ehebruch und Hurerei redet Gott hier nicht, sondern, wie der ganze Kontext klar zeigt, von den ehehinderlichen Verwandtschaftsgraden. Zu diesem V. 7 bemerkt Gerhard: „Es ist zu merken, daß an dieser Stelle (3 Mos. 18, 7) sowohl der Vater als die Mutter ausdrücklich genannt wird, woraus geschlossen wird, daß in diesen Verböten keine Rücksicht genommen wird auf den Unterschied des Geschlechts.“ Derselbe: „Aus dem zuerst gesetzten Verbot (V. 7) wird mit Recht geschlossen, daß hier kein Unterschied des Geschlechts zu setzen sei, sondern wie in der geraden Linie ebensowohl die Ehen zwischen Mutter und Sohn als zwischen Vater und Tochter verboten werden, so ist auch in der Seitenlinie die Meinung des Verbots dieselbe; also weil die Schwester des Vaters dem Manne verboten wird, daher wird auch der Bruder des Vaters dem Weibe als verboten angesehen.“ Was Gerhard hier sagt, ist ja sachlich richtig, aber ob man das aus V. 7 schließen kann oder gar schließen muß, ist doch wohl fraglich.

V. 8 sagt Gott: „Die Scham des Weibes deines Vaters sollst du nicht blößen; die Scham deines Vaters ist sie.“ Hier ist dem Manne die Ehelichung seiner Stiefmutter verboten, weil sie mit ihm im ersten Grad der Affinität steht, denn der Sohn ist von Geburt mit dem Vater e i n Fleisch, der Vater aber ist mit seinem Weibe (das nicht des Sohnes Mutter, sondern Stiefmutter ist) e i n Fleisch durch die Ehe; also ist des Vaters Weib, die des Sohnes Stiefmutter ist, des Sohnes „Fleisches Fleisch“. Daß eine Person einer andern Person „Fleisches Fleisch“ ist,



kann also nicht nur in der Konjanguinität oder nur in der Affinität, sondern zugleich in beiden Arten der Verwandtschaft seinen Grund haben. Daß auch hier, wo dem Manne die Ehelichung seiner Stiefmutter verboten wird, der Tod des Vaters oder dessen rechtmäßige Scheidung von seinem Weibe vorausgesetzt ist, ist ebenfalls aus dem oben angegebenen Grunde klar. Und vergleichen wir hierzu die Stelle 1 Kor. 5, 1—5, wo uns ein hierher gehöriger Fall berichtet wird, so finden wir, daß auch da der Tod des Vaters des betreffenden Mannes, der seine Stiefmutter geheiratet hatte, oder dessen rechtmäßige Scheidung vorausgesetzt ist; denn der Apostel nennt die Sünde, in welcher der in Rede stehende Mann mit seiner Stiefmutter lebte, nicht *μορχεια* = Ehebruch, was sie in erster Linie gewesen wäre, wenn der Vater noch gelebt hätte, oder nicht rechtmäßig geschieden gewesen wäre, sondern er nennt diese Sünde *πορνεία* = Hurerei. Das Zusammenleben jenes Mannes mit seiner Stiefmutter war in Gottes Augen gar keine Ehe, sondern eine mehr als heidnische Hurerei, weil die Person, mit der er sich in angeblicher Ehe fleischlich vermischte, seines Vaters Weib gewesen war. Die Affinität, in welche gewisse Personen durch die Ehe getreten sind, bleibt auch nach dem Tode oder der rechtmäßigen Scheidung der Personen, durch welche die Affinität entstanden ist, unverändert stehen. Dies ist wichtig und wohl zu merken.

V. 9 sagt Gott: „Die Scham deiner Schwester, der Tochter deines Vaters oder der Tochter deiner Mutter, geboren daheim oder geboren draußen, nicht blößen sollst du ihre Scham.“ Hier verbietet Gott einem Manne, seine Halbschwester, mit der er entweder einen gemeinsamen Vater oder eine gemeinsame Mutter hat, zu ehelichen. Ob dieselbe „daheim“, das heißt, in des gemeinsamen Vaters Hause, in einer früheren Ehe gezeugt, oder „draußen“, das heißt, in einem andern Hause, nämlich in der Familie der gemeinsamen Mutter, in einer früheren Ehe geboren ist, in beiden Fällen ist sie des in Rede stehenden Mannes ältere Halbschwester und steht mit ihm in einem ehelinderlichen Verwandtschaftsgrade, weil sie mit ihm um des gemeinsamen Vaters oder der gemeinsamen Mutter willen ein Fleisch ist. Das hebräische Wort *בַּיִת* (*bajit*) heißt: Haus, Familie, und das Wort *חוּץ* (*chuz*) heißt: draußen. Luther hat diese Worte mit „daheim“, „draußen“ richtig übersetzt. Warum aber dieses „daheim“, „draußen“ so viel heißen soll als „in der Ehe“, „außer der Ehe“, wie man gewöhnlich annimmt, ist mir nicht erklärlich; in den Worten selbst liegt meines Wissens kein Grund für eine solche Annahme, und auch der Zusammenhang fordert keine solche Deutung. Ist die Halbschwester eines Mannes seines Vaters, aber nicht seiner Mutter Tochter, so ist sie „daheim“, in des Vaters Haus und Familie, aber aus einer früheren Ehe des Vaters geboren und ist infolgedessen älter als der in Rede stehende Mann. Und ist die Halbschwester eines Mannes seiner Mutter, aber nicht seines Vaters Tochter, so ist sie „draußen“, nämlich nicht im Haus und in der Familie

des Vaters, sondern in einem fremden Hause und in einer fremden Familie, nämlich in einer früheren Ehe der Mutter mit einem andern Manne, geboren und ist also ebenfalls älter als der in Rede stehende Mann.

V. 10 heißt es: „Die Scham der Tochter deines Sohnes oder der Tochter deiner Tochter sollst du nicht blößen; denn ihre Scham ist deine Scham.“ Hier wird dem Manne verboten, seine Enkelin, sei sie nun seines Sohnes oder seiner Tochter Tochter, zu ehelichen, weil sie in gerader Linie von ihm herkommt, weil sie seines Samens und infolgedessen ihre Scham seine Scham ist. — V. 11 heißt es: „Die Scham der Tochter des Weibes deines Vaters, die deinem Vater geboren und deine Schwester ist, sollst du nicht blößen.“ Während V. 9 einem Manne verboten wird, eine ältere Halbschwester, die in einer früheren Ehe seines Vaters oder seiner Mutter gezeugt wurde, zum Weibe zu nehmen, so wird ihm hier untersagt, eine jüngere Halbschwester, die sein Vater in einer späteren Ehe mit des in Rede stehenden Mannes Stiefmutter gezeugt hat, zu ehelichen; denn sowohl diese als jene ist seine Schwester, also sein „Fleisch“, und steht mit ihm um des gemeinsamen Vaters willen im ersten Grad der Konsanguinität. Daß eine Schwester ihres Bruders Fleisch (scheer) ist, sagt ausdrücklich V. 12, welcher lautet: „Die Scham der Schwester deines Vaters sollst du nicht blößen; das Fleisch (scheer) deines Vaters ist sie.“ Und V. 13 heißt es: „Die Scham der Schwester deiner Mutter sollst du nicht blößen, denn das Fleisch (scheer) deiner Mutter ist sie.“ V. 12 und 13 verbietet Gott dem Manne, seine Tante zu heiraten, denn weil die Tante als Schwester seines Vaters oder seiner Mutter des Vaters oder der Mutter „Fleisch“ ist, so ist sie seines, des in Rede stehenden Mannes, „Fleisches Fleisch“, steht also mit ihm im ersten Grad der Affinität. — V. 14 lautet: „Die Scham des Bruders deines Vaters sollst du nicht blößen, zu seinem Weibe sollst du nicht nahen, deines Oheims (Vaters Bruders) Weib ist sie.“ Hier wird einem Manne verboten, eine Person zum Weibe zu nehmen, die nach der gewöhnlichen Rechnung weder sein Fleisch noch seines Fleisches Fleisch, sondern seines Fleisches Fleisches Fleisch ist. Der hier verbotene Fall geht also über die Generalregel hinaus. Unsere alten Theologen sagen bekanntlich, daß diese Ehe um des respectus parentelae willen verboten sei. Wenn ein Mann seines Vaters Bruders Weib ehelichen würde, so würde ein Konflikt entstehen zwischen der Ehrerbietung, die der Mann seiner Base oder Tante wegen der Verwandtschaft schuldig ist, und der Untertänigkeit und dem Gehorsam, welche das Weib dem Manne schuldig ist. Und um diesen Konflikt zu vermeiden, habe Gott diese Ehe verboten. Diese Erklärung ist für mich vollkommen zufriedenstellend; wem sie nicht gefällt, mag eine bessere geben. V. 15 sagt Gott: „Die Scham deiner Schwiegertochter sollst du nicht blößen, das Weib deines Sohnes ist sie; nicht blößen sollst du ihre Scham.“ Eines Mannes Schwiegertochter ist seines Fleisches (Sohnes) Fleisch



(Weib). Sie zu heiraten, wäre also gegen die Generalregel. Auch bei diesem Verbot ist natürlich wieder der Tod des Sohnes oder dessen rechtmäßige Scheidung von seinem Weibe vorausgesetzt.

V. 16 heißt es: „Die Scham des Weibes deines Bruders sollst du nicht blößen; die Scham deines Bruders ist sie.“ Dieser Vers ist für unser Thema besonders wichtig; ja dieser Vers allein ist vollkommen hinreichend, die ganze vielumstrittene Frage betreffs der Schwagerehe zu entscheiden. Hier wird mit klaren und dünnen Worten einem Manne verboten, seines Bruders Weib zu ehelichen. Ein Mann steht mit seines Bruders Frau im ersten Grad der Affinität, sie ist nämlich seines Fleisches (Bruders) Fleisch (Weib); also darf er sie nicht heiraten. Eine solche Ehe einzugehen, wäre nicht nur gegen die in V. 6 gegebene Generalregel, sondern auch eine Übertretung dieses speziellen Verbots. Ist es aber einem Manne verboten, seines Bruders Weib zu ehelichen, so ist ihm natürlich auch verboten, seines Weibes Schwester zum Weibe zu nehmen, denn in beiden Fällen ist der Grad der Verwandtschaft gleich. Selbstverständlich ist, daß es hiernach auch einer Weibsperson verboten ist, ihres Mannes Bruder oder ihrer Schwester Mann zu heiraten; denn daß in diesen Fällen vom Weibe aus gerechnet wird, ändert nichts an dem Grad der Verwandtschaft. Wie einem Manne verboten ist, alles Fleisch seines Fleisches zur Ehe zu nehmen, so ist natürlich auch dem Weibe verboten, alles Fleisch ihres Fleisches zu ehelichen. Ich erinnere auch hier wieder daran, daß auch bei dem Verbot, des Bruders Weibes Scham zu blößen, der Tod des Bruders oder dessen rechtmäßige Scheidung von seinem Weibe vorausgesetzt ist; denn des noch lebenden oder nicht rechtmäßig geschiedenen Bruders Weibes Scham blößen, wäre ja Ehebruch und Hurerei, und davon ist, wie schon oft gesagt, hier nicht die Rede. Eines noch lebenden oder nicht rechtmäßig geschiedenen Mannes Weib heiraten, ist überhaupt nicht erlaubt, einerlei, ob der Mann ein Bruder oder sonst jemand ist. — V. 17 lautet: „Die Scham eines Weibes und ihrer Tochter (ischah ubittah) sollst du nicht blößen, noch die Tochter ihres Sohnes oder die Tochter ihrer Tochter nehmen, um zu blößen ihre Scham; ihr Fleisch sind sie“, שְׂאֵרָהּ בָּתָּהּ. Daß hier nicht, wie manche meinen, ein Verbot der Polygamie oder Hurerei vorliegt, beweist der angegebene Grund für dieses Verbot: denn sie sind ihr (des Weibes) „Fleisch“. Weil Mann und Weib nach Gottes Wort ein Fleisch sind, so ist die Tochter des Weibes aus einer früheren Ehe nicht nur des Weibes, sondern auch des Mannes Fleisch, und die Großkinder des Weibes sind nach Gottes Wort des Weibes Fleisch und des Mannes Fleisches Fleisch, welches zu ehelichen Gott ihm in der Generalregel verboten hat. Auch die in V. 17 verbotenen Ehen mit des Weibes Tochter und des Weibes Sohnes Tochter oder Tochter Tochter gehören also zu den V. 6 verbotenen Ehen, sie sind Beispiele zu der Generalregel: „Jemandem soll zu allem Fleisch seines Fleisches nicht nahen, aufzudecken ihre Scham.“ Die Bigamie oder gar Polygamie ist über-

haupt nicht erlaubt, mögen nun die Weiber miteinander verwandt sein oder nicht.

Aus den B. 7—17 angeführten Beispielen, durch welche die B. 6 gegebene Generalregel erklärt und bestätigt wird, geht unwidersprechlich hervor, daß die B. 6 gebrauchten Worte *scheer* und *basar* hier im engsten Sinne genommen werden müssen, nach welchem sie die allernächsten Verwandten bezeichnen, so daß also eines Mannes „Fleisch“ seine allernächsten Verwandten bezeichnet und eines Mannes „Fleisches Fleisch“ die allernächsten Verwandten von seinen allernächsten Verwandten, mag nun die Verwandtschaft von Geburt bestehen, oder durch Heirat entstanden sein. Genannt sind aus der Konsanguinität: leibliche Mutter (B. 7), ältere Halbschwester (B. 9), Enkelin (B. 10), jüngere Halbschwester (B. 11), Vaters Schwester (B. 12), Mutter Schwester (B. 13); aus der Affinität: die Stiefmutter (B. 8), des Onkels Frau (B. 14), die Schwiegertochter (B. 15), des Bruders Frau (B. 16), die Stieftochter und des Weibes Großtöchter (B. 17). Da nun eines Mannes Bruders Weib oder seines Weibes Schwester offenbar seines „Fleisches Fleisch“ sind, so darf ein Mann schon nach der Generalregel (B. 6) weder seines Bruders Frau noch seines Weibes Schwester ehelichen. Und daß dem so sei, dies wird durch das B. 16 angeführte Beispiel zur Generalregel, wo des Bruders Weib zu heiraten einem Manne noch besonders verboten wird, über allen Zweifel erhoben. Wenn wir also behaupten, daß die sogenannte „Schwagererei“ in Gottes Wort verboten sei, so behaupten wir nur das, was Gottes Wort mit klaren und deutlichen Worten lehrt.

(Schluß folgt.)

## Vermischtes.

über die deutsche Volksschule der Gegenwart in ihrer Stellung zur Kirche schreibt P. em. Henschel in der „E. K. Z.“: „Die moderne Schule — so rufen die lautesten Wortführer der Emanzipation — ist keine Tochter der Kirche, sie ist eine Frucht des Geistes der Zeit, und die besondere Art ihrer Wirksamkeit eine Frucht der Reformen Pestalozzis und seiner Jünger. Die neue Schule hat mit der alten nur das gemein, daß der sittlich-religiöse Unterricht als ein Moment in ihr fortdauert; in allem übrigen ist sie ein neues Institut: neu ihre Tendenz, neu ihre Lehrmittel, neu ihre Verfahrensweisen, neu ihr Geist — folglich auch (dem Streben nach) neu ihre Stellung. Ihr inneres Wesen aus der Kirche ableiten, verrät eine ebenso große Unkenntnis des Wesens der Kirche wie des Geistes der Zeit. Der religiöse Unterricht ist den Vertretern der Emanzipation der größte Stein des Anstoßes im Gebiete des Schulunterrichts — schon darum, weil zu viel Zeit darauf verwendet werden müsse, so daß die übrigen Fächer zu kurz kämen. Vor allem aber wird gegen den Katechismus geeifert. Man sagt: Dieser muß



wenigstens dem Gedächtnis der Kinder eingeprägt werden; es ist aber unmöglich, daß Kinder unter vierzehn Jahren ihn verstehen. Die Geistlichen, wird behauptet, sündigen doppelt, indem sie nicht nur viel auf das Gedächtnis bauen, sondern auch die Last des Memorierens einzig den Lehrern aufbürden und sich selber vorbehalten, diesen Gedächtnisschatz zu benutzen. Der Katechismus habe die Lehrer zu geisttötendem, mechanischem Unterrichten verführt und sie zu Knechten der Pastoren degradiert, welche die Mühe des Einprägens („Einpaukens!“) den Lehrern aufgehalst hätten. Darum wünscht man eine Scheidung, und zwar entweder, daß aller Religionsunterricht nur von den Geistlichen erteilt werde, oder daß der Lehrer und der Pfarrer sich in die Arbeit teilen. Der Lehrer beschränke sich auf die Geschichte der Offenbarung, und der Geistliche vervollständige nachher die Arbeit des Lehrers und führe zum Ziele mit Systematischem und mit Kirchengeschichte. „Nur kein Katechismus mehr in der Schule!“ wird laut und abermals laut geschrien. Es sei unmöglich, zugleich elementarisch zu unterrichten und den Katechismus zu behandeln; unmöglich, den Gesichtskreis der Kinder allmählich zu erweitern und ihre Kräfte zu entwickeln, und zugleich den Katechismus ihnen einzuprägen; denn das bestehe von seiten des Lehrers in direktem Geben, von seiten des Schülers in mehr oder weniger passivem Nehmen, meist wortgetreu. Der frühe Gebrauch des Katechismus verwirre den Verstand der Kinder und veranlasse die schädliche Idee, im Auswendiglernen nicht verstandener Worte bestehe die Religion. Der dogmatische Unterricht sei der Alp, der auf der Schule laste. Es gebe keinen grelleren Widerspruch als den Anblick einer Schule, in welcher in allen Fächern methodischer Unterricht erteilt werde, ausgenommen in der Religion, die noch unter den alten Formen schmachte und das Gemüt der Kinder belaste und drücke. Ob es unter solchen Umständen ein Wunder sei, daß die Religiosität abnehme? „Weg“, rufen andere in schneidendem Tone, „weg aus den Schulen mit allem, was einen konfessionellen Anstrich hat, auch mit dem Gesangbuche, das ja ohnedies nicht für Kinder berechnet ist, sondern für Erwachsene. Wir wollen keine Konfessionschulen, nur Simultanschulen und Kinder eines jeden christlichen Bekenntnisses (und warum nicht auch Juden?) ohne Unterschied darin! Ganz wie zu Basildors Zeiten! Und nur allgemeiner Religionsunterricht!“ Der konfessionell=dogmatische Unterricht, identisch mit religiösem Parteiunterricht, untergrabe das Gefühl der Einheit und Brüderlichkeit; der junge Mensch werde zum römischen Katholiken, zum strengen Calvinisten, zum orthodoxen Lutheraner gemacht und höre damit auf, ein Mensch zu sein. Was heißt aber allgemeiner Religionsunterricht? 1. Die biblische Geschichte des Alten und Neuen Testaments, freilich in anderer Auswahl als die von Bohn, welche an der Wundersucht leide; 2. die ganze Sittenlehre, nicht bloß der Bibel, sondern der ganzen Welt, der Weisen aller Zeiten und Völker; 3. das Gebet und die Andachtsübungen; 4. des Lehrers Geist, Herz

und Gemüt und die Kraft seines Beispiels; 5. die größere Innerlichkeit des ganzen Unterrichts. Das ist die Ansicht Diesterwegs, der noch beifügt: „Meint ihr, von 8 bis 9 Uhr lehre der Lehrer darum, weil er von Abraham, Isaak und Jakob spricht, Religion, und von 9 bis 10 Uhr, wo von einer Pflanze oder einem Dreieck oder einem Stern die Rede sei, lehre er keine Religion? O ihr Verkehrten und Einseitigen und Verschröbenten!“ Und an einer andern Stelle: „Neulich hat einer gesagt und gemeint, mich damit zu schlagen, ich lehre Allreligion. Sehr richtig, mein Herr Gegner, sehr zutreffend: Allreligion, wie es das wahre Christentum, die wahre Religion verlangt.“ Und wiederum: „Das Höchste, was die Schule erreichen kann und soll, sittliche Gesinnung und Charakter, darf nicht auf die bezweifelsten Tatsachen basiert werden. Was muß ein gesundes Kind denken, wenn es nach der selbstgemachten Erfahrung, daß der menschliche Körper im Wasser sinkt, hört, daß im Orient einer über die Wasserfläche wie über einen festen Boden gegangen sei? Was wird es denken, wenn, nachdem es erfahren, wieviel Brot zur täglichen Sättigung eines Menschen gehört, ihm erzählt wird, daß einer vor vielen Jahrhunderten Tausende von Menschen mit fünf Broten gesättigt habe? Welchen Zwiespalt zwischen den Befehlen, die der Lehrer selbst ihm erteilt, und seiner Lehre muß es erkennen, wenn es, jenen Befehlen gemäß, Schularbeiten für künftige Tage und Wochen vorarbeiten muß, in der Lehre aber die Mahnung vernimmt: Sorge nicht für den andern Morgen! Wie muß ihm zu Mute werden, wenn es nach der Wahrnehmung, daß unsere geschicktesten Ärzte jahrelang mit allen in Jahrtausenden entdeckten Mitteln vergebens gegen Gicht und Hautausschläge kämpfen, als unumstößliche Wahrheit erzählen hört, daß zehn Aussäbige augenblicklich durch ein Wort geheilt worden seien?“ Das sind freilich nur Worte Diesterwegs; was aber dieser Mann vor langer Zeit gesagt hat, wird in der deutschen Lehrerverwelt mit einem tausendfachen Echo heute noch begrüßt. — Was verlangt man denn nun eigentlich? Viel und mancherlei. Vor allem will man weder von den Geistlichen mehr abhängen, noch von den Gemeinden, sondern unmittelbarer Staatsdiener werden.“

**Friedrich der Große und die kirchliche Taufformel.** Mit Beziehung auf die durch die Zeitungen gehende schier unglaubliche Nachricht, daß P. Mauritz in Bremen an einem Kinde ohne Taufwasser mit einer Redensart wie: „Ich weihe dich zum Guten“ die christliche Taufe vollzogen, oder vielmehr nicht vollzogen habe, sei erinnert an ein Vorkommnis aus dem Leben des bekanntlich in religiösen Dingen sehr freigesinnten großen Preußenkönigs Friedrich, das Schild in seinem Werke „Der preussische Feldprediger“ (Band 2, S. 153) erwähnt. Bei einer Taufe in Potsdam stand der König Gebatter. Der taufende Feldprediger, angesteckt von der religiösen Schläffheit und Verschaffenheit der Zeit, glaubte seine Sache recht gutzumachen durch eine Lobrede auf Friedrich den Großen, und da auch der Vater des Kindes ein tap-



ferer, vom Könige geschätzter General war, so ließ der Geistliche seine Wünsche für den Täufling darin gipfeln, nicht, daß er ein frommer Christ, sondern einst ein Held und der Ehre würdig werden möchte, von Friedrich über die Taufe gehalten zu sein. Als er nun aber gar statt der vorgeschriebenen Taufformel: „Ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes“ sagte: „Friedrich! ich taufe dich im Namen Friedrichs des Großen!“ trat dieser vor und sagte: „Halt, Priester! Er ist ein Narr! Was? auf meinen Namen will Er das Kind taufen? Was hat es dann, wenn ich gestorben bin? Taufe Er nach kirchlicher Vorschrift, oder ich lasse einen andern holen.“ (Reichsb.)

Nach dem Tode Luthers fand sich auf seinem Tisch ein Zettel mit folgenden Sätzen in lateinischer Sprache: „Den Vergil in seinen Bucolicis (Hirtensliedern) kann niemand verstehen, er sei denn fünf Jahre lang Hirte gewesen. Den Vergil in seinen Georgicis (Büchern vom Landbau) kann niemand verstehen, er sei denn fünf Jahre lang Ackermann gewesen. Den Cicero in seinen Episteln kann niemand ganz verstehen, er habe denn 25 Jahre lang in einem großen Gemeinwesen sich bewegt. Die Heilige Schrift meine niemand genugsam verschmeckt zu haben, er habe denn hundert Jahre lang mit Propheten wie Elia und Elisa, Johannes dem Täufer, mit Christus und den Aposteln die Gemeinden regiert. Hanc tu ne divinam Aeneida tenta, Sed vestigia pronus adora, das ist: Lege du nicht die Hand an diese göttliche Aeneis, sondern gehe tief anbetend ihren Fußtapfen nach. Wir sind Bettler. Das ist wahr. 16. Februar Anno 1546.“ (R. B.)

Zu 1 Joh. 5, 7 schreibt Zul. Döderlein in der „E. R. Z.“: „Die drei Zeugen im Himmel. Diese Zeugen von Gottes Liebe heißen: Vater, Wort und Heiliger Geist; nur fehlen diese Worte in den alten Handschriften so oft, daß sie heute den Gelehrten als späterer Zusatz gelten. Aber gerade der als echt geltende folgende B. 8 setzt diesen als Vorgang voraus, so daß er als Zeugnis der Gleichheit des Sohnes und Vaters ebenso getilgt zu sein scheint von den Arianern, wie Ps. 22, 17 die Juden aus careu, sie gruben, durch Verkürzen des längeren Strichs (Matth. 5, 18) ein u carei gemacht haben, um statt der klaren Voraussage der Kreuzigung Christi lieber den Unsinn einzusetzen, er sei wie ein Löwe an Händen und Füßen, obwohl das schon die LXX richtig übersetzte. Ebenso klar, meine ich, verlangt unser Text mit B. 8 den jetzt fehlenden B. 7; denn er heißt wörtlich: Drei sind, die da zeugen auf Erden: der Geist und das Wasser und das Blut; und die Drei sind zu dem Eins, noch genauer: in das Eins. Da muß also ein Eins bekannt und genannt sein, worauf dieses τὸ ἓν = das Eins, hinweist, und das ist eben das, welches die drei Zeugen im Himmel sind. Luther übersetzt unrichtig: ‚sind beisammen‘; das müßte heißen: εἰς τὸ αὐτό, wie Apost. 2, 1. Unser τὸ ἓν konnte mir keiner anders erklären, als hinweisend auf ἓν, B. 7. Wir nehmen also, was dasteht, als tatsächlichen Beweis für das, was vorherging und jetzt fehlt.“

„Es geht ein frischer Zug gesunder Kritik durch die katholische neuere Heiligenlegenden-Darstellung.“ Mit diesen Worten beginnt ein Artikel der „Germania“ unter der Spitzmarke: „Aus der Werkstatt der Legende.“ Der Artikel erinnert zunächst an die Kritik, welche der Jesuit Grijar auf der Münchener Generalversammlung der Görresgesellschaft vor zwei Jahren an dem katholischen Reliquienaberglauben geübt, wobei er bekanntlich die Echtheit des Schwanzes des Palmesels, des Esels, auf dem Christus am Palmsonntag seinen Einzug in Jerusalem gehalten hat, preisgab. Die „Germania“ verschweigt natürlich, daß Grijar auch wegen dieser zahmen Kritik an dem katholischen Volksaberglauben von seinen Ordensoberen in Rom zur Verantwortung gezogen wurde und quasi pater peccavi machen mußte. Sie selbst wagt sich jetzt, gestützt auf Harnacks Essay: „Legenden als Geschichtsquellen“, an eine Kritik der berühmten Geschichte von der wunderbaren, durch Engel bewerkstelligten Übertragung des Hauses der heiligen Familie von Nazareth nach Loreto. Die römische Kirche hat bekanntlich im Jahre 1894 das 600jährige Jubiläum dieser Übertragung gefeiert, und auch aus Deutschland und Österreich waren zahlreiche Pilger an dem „berühmten Gnadenort“ erschienen. Deutsche Zentrumsabgeordnete ließen sich damals den Herd zeigen, auf dem Maria gekocht, den Bettschemel, auf dem sie gekniet, ja, sogar das Fenster, durch das der Engel Gabriel zu ihr eingestiegen war. Noch immer sammelt der Arrangeur der Pilgerzüge, Fürst Löwenstein-Kleinheubach, der Vater des Präsidenten des Straßburger Katholikentages, Gelder zur malerischen Ausschmückung einer Kapelle in der über dem „lieben Häuslein zu Loreto“ erbauten Kathedrale. Und nun gibt die „Germania“ die Grundlage dieses altherwürdigen Kultus preis, indem sie schreibt: „Hier könnte auch erwähnt werden die Legende des heiligen Hauses von Loreto und seiner wunderbaren Übertragung. Heute ist es unbestritten, daß es aber eine Legende ist, die der geschichtlichen Unterlage entbehrt.“ Ist das wirklich so unbestritten? In der neuen Auflage des großen „Freiburger Kirchenlexikons“ heißt es im achten Bande über die Loretogeschichte: „Das heilige Haus zu Loreto hat in der Reihe der Jahrhunderte alle Proben sowohl des geschichtlichen Nachweises als der wissenschaftlichen Untersuchung durchaus bestanden, und es ist menschlich gewiß, daß es daselbe ist, in welchem die Himmelskönigin Maria zu Nazareth gewohnt und die Verkündigung des Engels in Demut entgegengenommen hat. Wir dürfen mit dem ältesten und ausführlichsten Geschichtsschreiber, dem Jesuiten Horatius Tursellinus, wohl sagen: „An einer so bezeugten und erforschten Sache kann nur der zweifeln, welcher entweder an der Macht und Vorsehung Gottes zweifelt oder den menschlichen Glauben aus der Welt verbannen will.““ In der ersten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von der katholischen Tübinger Schule besorgten Auflage des Kirchenlexikons war die Loretogeschichte noch als Fabel bezeichnet, erst die Jesuitenschule, der Kardinal



Hergenröther angehörte, machte aus der Fabel eine wahre Geschichte, nicht ohne daß der letzte Epigone jener alten Tübinger Schule, der gegenwärtige Nestor der deutschen katholischen Kirchenhistoriker, Professor von Funk in Tübingen, dieses Verfahren als ein „Verbrechen an der Wahrheit“ bezeichnete. Was werden nun die Jesuiten, die ihrem Genossen Grisar nicht einmal die Preisgebung des Palmeselschwanzes verzeihen konnten, zu der keßerischen Anwandlung der „Germania“ sagen? Sie werden schweigen, da sie es jetzt für zeitgemäß halten, mit den Rednern des Straßburger Katholikentages für Deutschland als moderne Menschen zu gelten. (E. A. Z.)

## Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

### I. Amerika.

„Federal Council“, so nennt sich die neue unionistische Verbindung von etwa 30 evangelischen Gemeinschaften in den Vereinigten Staaten, welche auf der „Inter-Church Conference on Federation“, die aus der „National Federation of Churches“ hervorgegangen ist und sich im November in New York versammelte, gegründet wurde. Aus dem mit großer Begeisterung angenommenen „Plan of Federation“ teilen wir etliche Stellen mit, welche den Charakter dieser Verbindung erkennen lassen: „The object of this Federal Council shall be: To express the fellowship and catholic unity of the Christian Church; to bring the Christian bodies of America into united service for Christ and the world; to encourage devotional fellowship and mutual counsel concerning the spiritual life and religious activities of the churches; to secure a larger combined influence for the Churches of Christ in all matters affecting the moral and social condition of the people, so as to promote the application of the law of Christ in every relation of human life; to assist in the organization of local branches of the Federal Council to promote its aims in their communities. This Federal Council shall have no authority over the constituent bodies adhering to it; but its province shall be limited to the expression of its counsel and the recommending of a course of action in matters of common interest to the churches, local councils, and individual Christians. It has no authority to draw up a common creed, or form of government or worship, or in any way to limit the full autonomy of the Christian bodies adhering to it.“ Theologisch etwas bestimmter wird in der Einleitung als Zweck des Federal Council angegeben: „to manifest the essential oneness of the Christian Churches of America in Jesus Christ, as their Divine Lord and Savior, and to promote the spirit of fellowship, service and cooperation among them“. Die ausgesprochenen Unitarier sollen durch die Worte „Divine Lord and Savior“ von der Gliedschaft ausgeschlossen werden. Unter den dreißig Gemeinschaften aber, welche in New York vertreten waren und dem „Plan of Federation“ zufolge das Federal Council bilden, befinden sich freilich mehrere, die wenigstens teilweise sich dem Verdachte des Unitarianismus ausgesetzt haben oder doch Unitarier in ihrer Mitte dulden, z. B. die Quäker, die Campbellites

und die Christian Connection. Dazu kommt, daß die obige Phrase: "Divine Lord and Savior", gar nicht danach angetan ist, die Unitarier erfolgreich auszuschließen, denn diese leugnen zwar "the deity", aber nicht "the divinity of Christ". Auf der Konferenz befanden sich auch viele, welche die Unitarier zugelassen wissen wollten, und sogar der baptistische „Sendbote“ hält dafür, daß man diese Leugner der Dreieinigkeit nicht hätte ausschneiden sollen. Die lutherische Generalsynode, von welcher man in jüngster Zeit wiederholt gerühmt hat, daß sie jetzt dem wahren Luthertum näher stehe als je zuvor, und die sich bitter beschwert, wenn wir sie gelegentlich mit den Sekten „in einen Topf werfen“, war vertreten durch Wenner, Remensnyder, Großcup und Bauslin. D. Bauslin, der Präsident der Generalsynode und Professor am Wittenberg-College in Springfield, O., führte in einer Nachmittagsjüngung den Vorsitz. Der *Lutheran Observer* rühmt von der Versammlung in New York: "The dominant note in the meetings was that of Christian unity. There was no talk about organic union; that was recognized as impossible and perhaps not desirable. Neither was there anything said about creating a unity; the question was how to give expression to the unity that already exists through a common faith in one divine Savior and Lord and how best to utilize it for the advancement of the Kingdom of God. There was no attempt to undervalue the distinctive denominational beliefs and traditions, but what was emphasized by speaker after speaker was the very thing of which the Conference itself was a concrete witness, viz., the essential oneness of the different branches of the evangelical Churches. The things about which they differ are the non-essential and relatively unimportant. The things in which they are agreed are the great vital, fundamental, saving truths of the Gospel, and their unity of spirit is revealed, above all, in this: their devotion to one Divine Lord and Master, Jesus Christ. The overwhelming majority, almost unanimity, of the vote to restrict the plan of federation to bodies acknowledging the Divine Headship of Jesus Christ and the atoning efficacy of His work and passion, brought out with utmost vividness the feeling pervading the assembly, that its real bond of unity is this common relation to Jesus Christ, the Savior of the world. Had the Conference done no more than exhibit the essential oneness of the evangelical churches, a oneness that is so often obscured by our superficial and external differences, it would have more than justified itself and the wisdom of the earnest Christian men who projected it. Such hymns as 'Onward, Christian Soldiers,' and 'The Church's One Foundation,' took on a new meaning when sung by these representatives of great denominations who, letting their differences fall into the background as of minor significance, realized that they were assembled beneath the one banner of the Cross." Zugleich machen der *Observer* und die *Lutheran World* heftige Angriffe auf den *Lutheran*, der das neugegründete Federal Council als unionistisch bezeichnet, dem Lutheraner sich nicht anschließen könnten, weil es eine Vereinigung sei ohne Einigkeit in der lutherischen Lehre. Mit Recht gibt dabei aber der *Observer* dem *Lutheran* zu bedenken, daß er, wenn er konsequent bleiben wolle, den Standpunkt der Missourier einnehmen müsse. Daß aber das Federal Council mit seinem groben Unionismus für die Kirche, zumal für die lutherische Kirche, von keinem Segen ist, darüber kann unter wirklichen Lutheranern kein Streit sein. Wir



befürchten außerdem, daß es in der Zukunft durch Eintreten für Religionsunterricht in den Staatsschulen auch der herrlichen Freiheit unsers Landes gefährlich werden dürfte.

F. B.

**Zustände in der „Generalsynode“.** Das „Kirchenblatt“ von Reading schreibt: „Die Verachtung der Sakramente ist in gewissen Kreisen der Generalsynode noch immer an der Tagesordnung. Erst kürzlich mußte die einheimische Missionsbehörde auf dringende Vorstellungen hin versprechen, ihre Missionare anzuhalten, auf Kindertaufe zu dringen. Ein Gemeindeglied teilte mit, daß in seiner Gemeinde seit zwei Jahren keine Konfirmation stattgefunden habe, weil der Pastor erklärt habe, das sei ‚nicht Sitte‘. Zum heiligen Abendmahl wird in der Regel jeder eingeladen und zugelassen, der kommen will. Die Verachtung der Sakramente und lutherischen Ordnungen in der Generalsynode ist auf den Einfluß der Sekten zurückzuführen, mit denen sich die Generalsynode bei jeder Gelegenheit verbrüderet. Wie die Generalsynode hier im Osten bei Gründung neuer Gemeinden verfährt und ohne vorhergehende Belehrung gewesene Baptisten, Methodisten, Presbyterianer, ja selbst Katholiken ohne weiteres aufnimmt, ist übrigens satzungsmäßig bekannt. Sollten derartige Zustände unseren englischen Pastoren, die einer engeren Verbindung mit der Generalsynode das Wort reden, nicht die Augen öffnen?“

Mit bezug auf den Delegatenwechsel des Konzils mit der Generalsynode schreibt das „Kirchenblatt“ von Reading: „Unser Bericht über die Versammlung in Milwaukee wäre nicht vollständig, wenn wir nicht auch das Verhältnis des Konzils zu andern lutherischen Kirchenkörpern ins Auge fassen. Bekanntlich hat das Generalkonzil vor einigen Jahren den Delegatenwechsel mit der Generalsynode eingeführt. Wir haben es oft ausgesprochen und wir wiederholen es, daß wir hierin keinen Fortschritt, sondern einen Rückschritt sehen. Denn es handelt sich dabei nicht um eine Höflichkeitsform, sondern um eine Prinzipienfrage, und wo es auf Prinzipien ankommt, da darf man nicht nachgeben, man darf die vorhandenen Gegensätze, wie es fort und fort geschieht, nicht mit diplomatischer Klugheit umgehen.“

F. B.

Aus dem **Präsidentenbericht** auf dem Generalkonzil zu Milwaukee zitiert der „Lutherische Herold“ unter anderm auch folgende Stelle: „Das Generalkonzil ist der große konservative Teil unserer lutherischen Kirche hiezulande, der rückhaltlos sowohl die Bekenntnisse als auch die Geschichte unserer Kirche sich aneignet. Gegenüber allen radikalen Elementen, die sich bereit finden lassen, das harmonische Ganze unserer Bekenntnisse zu beschneiden, oder die sich dazu hergeben, in synkretistischem Geiste das teure Erbe der Reformation mit modernen Doktrinen, wie sie je und je empor-schießen auf amerikanischem Boden, zu verquiden, steht unser Generalkonzil ein für die volle, ganze und unverfälschte Summe lutherischer Wahrheit. Ebenso entschieden anerkennt es aber auch die historische Entwicklung unserer Kirche, sowohl in Europa wie hier, und baut darauf weiter und vermeidet auf seinem Wege jenen andern Radikalismus, welcher, ohne rechte Würdigung für das göttliche Walten in der Vergangenheit, durch den Aufbau einer exklusiven kirchlichen Genossenschaft, ein neues Luthertum aufzurichten sucht. Das Generalkonzil stellt sich nicht als höchste Aufgabe, seine eigene Organisation aufrecht zu erhalten, noch auch irgend eine theologische Schule oder Richtung irgend eines Teiles unserer Kirche zu fördern oder zu bewahren. Das ausgesprochene Bestreben des Generalkonzils von Anfang an ist das

gewesen: auf dem Felsen Grunde reiner Lehre eine wahre katholische, universale lutherische Kirche aufzubauen, ohne irgend welche Herrschaft einer besonderen theologischen Schule oder einer kirchlichen Partei. Dies gibt dem Generalkonzil seinen ökumenischen Charakter sowie seine sichere, zentrale Stellung für die Zukunft. Die Stellung Luthers zu der römischen Kirche im sechzehnten Jahrhundert ist die Stellung des Generalkonzils zu all den Ausgestaltungen des Luthertums in der Gegenwart. Er sucht pietätvoll das Alte zu bewahren und zugleich das Zukünftige zu bauen, und das alles auf der Basis der reinen Lehre.“ — Wie stimmt diese Rhetorik mit den aus dem Generalkonzil selber kommenden Klagen über Indifferentismus, Unionismus und Synkretismus und daß man im Generalkonzil immer noch nicht wisse, welche Stellung man in den Lehren, die in der amerikanischen Kirche streitig geworden sind, eigentlich einnehme? Und wenn es in dem Präsidialberichte heißt, daß das Generalkonzil die „historische Entwicklung“ unserer Kirche in Amerika und Deutschland entschieden anerkennt und darauf weiterbaut, so ist damit die Annahme des lutherischen Schriftprinzips sowohl wie die rückhaltlose Anerkennung der lutherischen Bekenntnisse limitiert.

F. B.

**Die Manitobasynode und das Generalkonzil.** Das „Kirchen-Blatt“ der Kanadasynode schreibt vom 4. Januar: „Die Manitobasynode hat ähnliche Klagen wie unsere, ihre Muttersynode. ‚Unsere Synode‘, so schreibt das Synodalorgan, ist in derselben Lage (nämlich wie die Kanadasynode). Auch bei uns dringt die Erkenntnis immer mehr durch, daß das zum größten Teil englische Generalkonzil für unsere deutsche Mission wenig übrig hat. Die deutschen Gemeinden im Konzil unterstützen zwar die deutsche Mission nach Kräften, aber was hilft es, da es im Konzil an deutschen Anstalten zur Ausbildung deutsch-lutherischer Prediger fehlt, und man in dieser Sache auch nichts tut.“

In Kanada, dessen Bevölkerung in den letzten elf Jahren um 11 ¼ Prozent zugenommen hat, ist nur eine Kirche schneller als die Bevölkerung gewachsen, nämlich die lutherische. In diesem Zeitraum nahm die katholische Kirche zu um 2 Prozent, die der Baptisten um 4 ½ Prozent, der Anglikaner um 5 Prozent, der Methodisten um 8 Prozent, der Presbyterianer um 11 Prozent, der Lutheraner um 15 Prozent. Noch stärker zeigt sich das Wachstum der lutherischen Kirche in Manitoba, nämlich um 150 Prozent bei einer Zunahme von 67 Prozent der Bevölkerung, und in den Nordwest-Territorien, nämlich um 580 Prozent bei 114 Prozent der Bevölkerung. In Berlin, Kan., beträgt die Bevölkerung 11,703, darunter etwa 9000 Deutsche. Zu den lutherischen Gemeinden gehören 4331 Seelen, zu katholischen 2478. 18 Denominationen sind vertreten.

Eine kostbare Altarbibel hat der deutsche Kaiser der „deutschen ev.-luth. Seilsandsgemeinde“ in New York geschenkt mit der schönen Widmung in seiner eigenen Handschrift: „Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und nicht zweifeln an dem, das man nicht siehet. (Hebr. XI, 1.) Wilhelm I. R.“ Die Bitte um ein solches Geschenk ging von dem Pastor der Gemeinde aus, um — wie der „L. H.“ schreibt — „die Gemeinde dauernd deutsch zu erhalten“. Gewiß ist es nicht verkehrt, wenn eine Gemeinde darauf bedacht ist, deutsch zu bleiben, aber ihr eigentliches Ziel muß doch sein, lutherisch, treu lutherisch zu bleiben. Beide Zwecke aber werden am besten erreicht durch eine gute Gemeindefschule. Eine vom unierten deutschen



Kaiser erbetene Altarbibel dürfte aber ganz unvermerkt mit dazu beitragen, das Luthertum zu erweichen oder gar dem Deutschtum zu subordinieren.

J. B.

Im „Lutherischen Herold“ vom 16. Dezember schreibt D. Bruno Bauch: „Die Tat Luthers ist in ihrem tiefsten Kern eine unendliche Vertiefung der Glaubensidee. Er war, wie Harnack mit Recht sagt, zwar ‚der Restaurator des alten Dogmas‘. Aber damit ist die Bedeutung seiner Tat nicht erschöpft. Sie ist nicht, wie D. Fr. Strauß meint, darin beschlossen, daß er dem alten Schriftglauben im Sinne des theoretischen Fürtwahrhaltens neues Leben gab, daß er sich an den ‚bloßen Buchstaben‘ klammerte. Vielmehr liegt das Wesentliche und die Größe seiner religiösen und religionsgeschichtlichen Wirkung darin, daß er erst durch den praktischen Glauben, den ‚reinen Herzensglauben‘, wie er ihn nennt, den theoretischen Glauben verinnerlichte, und daß dieser praktische Herzens- und Gesinnungsglaube für den Reformator die Hauptsache und nicht, wie Strauß behauptet, eine ‚Nebensache‘ gewesen. Denn er ist das eigentliche Glaubensprinzip. Er ist Liebe und Liebestat, und ohne ihn ist der theoretische Glaube ‚nichts wert‘; ja, der ist dann gar kein Glaube, sondern nur ein Schein des Glaubens, gleich wie ein Angesicht im Spiegel kein wahres Angesicht ist, sondern nur ein Schein des Angesichts“. Der praktische Herzensglaube ist auch der einzig wertvolle Bestimmungsgrund für das Handeln des Menschen; er kann ‚das Leben mit lauter Gottesdienst anfüllen‘; der Unterschied der Werke fällt hin, und alle Werke können ‚gute Werke‘ werden, ‚wenn sie nur in diesem Glauben gehen und geschehen‘. Da dieser Glaube auch Liebe und Liebestat ist, ist er eins mit der Gesinnung, ‚in allem Tun und Werke‘ nur Gott zu suchen ‚um seiner bloßen Güte willen, nichts begehren denn sein Wohlgefallen‘, durch die urreigenste persönliche Tat. Das ist der höchste und zugleich einzige sittliche Zweck. Pflicht und göttliches Gebot fallen absolut zusammen.“ — Wie ist nur so etwas möglich in einem lutherischen Blatte! Vom rechtfertigenden Glauben, wie ihn Luther lehrte, hat D. Bauch offenbar keine blasse Ahnung. Der Glaube, welcher „Liebe und Liebestat“ ist, ist der Glaube, den die Papisten lehrten, die *fides caritate formata*. Wir nehmen an, daß dem „Lutherischen Herold“ etwas Menschliches passiert ist. J. B.

Dr. John Alexander Dowie ist schon seit langer Zeit leidend und hielt sich deshalb seit fast einem Jahr in einem milden Klima auf. Er litt große Schmerzen, und mehrere Male schien es, als ob seine Arbeit in diesem Leben getan sei. Nun ist er kürzlich nach Zion City in der Nähe von Chicago zurückgekehrt und legte sein Amt in die Hände eines Komitees, bestehend aus Richter D. B. Barnes, John C. Speicher und Diakon Alexander Granger. Er selbst wird sich nach einer Insel im sonnigen Klima Westindiens begeben, wo er im warmen Sonnenschein seinen Rheumatismus vertreiben will. Er hat bis jetzt streng daran festgehalten, daß jede Krankheit vom Teufel herühre und die Anwendung jeglichen zeitlichen Mittels Sünde sei. Das Gebet sei das einzige uns von Gott gegebene Mittel. In jüngeren Jahren hat er furchtbare Tiraden gegen den Gebrauch einer Brille vom Stapel gelassen, aber bei zunehmendem Alter konnte er ohne eine Brille nicht mehr lesen und seitdem hat er gegen die „Augenkrüden“, die er selbst fleißig benutzt, nichts mehr gesagt. Vor weniger als zwei Jahren sagte er bei der Erklärung seines „Lieblingskapitels“, Matth. 8, wo die Rede von der Heilung des Aussätzigen ist, daß kein Christ das Gebet des Aussätzigen:

„Herr, so du willst, kannst du mich wohl reinigen“, nachbeten dürfe und solle. Das Wörtlein „so“ (wenn) dürfe kein Christ in den Mund nehmen, und er verlange von seinen Anhängern, daß sie dasselbe aus der Bibel ausstreichen. Dowie bezeichnet die Bitte des Ausfägigen als eine Fehlbite (a blunder), welche kein Christ wiederholen solle. Es sei selbstverständlich, daß Jesus sofort auf das Gebet antwortet, denn die Krankheit sei ein Werk des Teufels, und Christus sei in die Welt gekommen, daß er „die Werke des Teufels zerstöre“. Dr. Dowie scheint zwischen der Sündenkrantheit und der leiblichen Krankheit gar keinen Unterschied zu machen. Wenn wir um die Vergebung unserer Sünden und um die Reinigung unsers Herzens bitten, brauchen wir freilich nicht erst zu fragen, ob der Herr uns heilen will. Das wissen wir ganz bestimmt aus seinen Verheißungen. Aber wenn es sich um ein zeitliches Gut oder um die Verrichtung eines Wunders an unserm Leibe handelt, dann ist es schädlich, daß wir bitten: „Herr, so du willst.“ Eine große Reaktion ist unter den Nachfolgern Dowies eingetreten. Sehr viele würden Zion Cith verlassen, wenn sie könnten. Sie haben indessen ihren ganzen Besitz hier angelegt und können nicht fort, ohne alles zu verlieren. Trotzdem sind viele fortgezogen und viele leben in großer Armut. Dowie lebt jedoch in seinem Luxus weiter, er ißt und trinkt vom Besten, er fährt in seiner eleganten Kutsche, und als er nach Boston abreiste, um sich von da nach Jamaika einzuschiffen, mußte ihn die Eisenbahn in seinem eleganten Privatwaggon nach Boston bringen, und mit großen Unkosten ließ er den Waggon sogar bis an den Dampfer bringen. In Zion Cith sterben die Kinder am Scharlachfieber und andern Krankheiten, auch sonst herrscht viele Krankheit, und der Prophet ist nicht imstande, Abhilfe zu schaffen. Rev. T. J. Keith von Vincennes, Ind., ein langjähriger Anhänger Dowies, der sich nun zurückgezogen hat, schreibt: „Ich bedaure die armen Leute, die nach Zion Cith gekommen sind und hier ihr sauer erspartes Geld in der Spigenfabrik und andern Unternehmungen angelegt haben. Die Führer kann ich nicht bedauern, und es ist meine Überzeugung, daß das Gefängnis ein zu guter Platz für Dr. Dowie sowie für Cloane, Judd und andere ist. Sie hatten wirklich kein Recht, so viele arme Leute zu bewegen, ihr Lehtes in Zion Cith anzulegen, um endlich jeden Cent zu verlieren.“ Daß es so kommen mußte, war vorauszusehen, nur hat man kaum erwartet, daß das Unabwendbare sich schon so frühe einstellen würde.

(D. Chr. A.)

**Die wortbrüchigen Mönche auf den Philippinen.** Die Millionen, welche die Vereinigten Staaten den Mönchen ausbezahlt haben unter der Bedingung, daß sie in den Dienst der Kirche auf den Philippinen gestellt werden, haben die sauberen Mönche mit nach Spanien genommen. Der *Independent* schreibt: „It is from one of the leading Catholic papers in this country, *The Western Watchman*, that we read the following tearful indictment on the friars in the Philippines, who took the millions of money our Government paid them back with them to Spain: ‘What a terrible chapter of Church history will be written when it comes to tell posterity how the poor Church of the Philippines was despoiled by three religious orders. Far worse than the sack of the Church of England by the Tudors, or the plundering of the Church in Italy and France by the infidels, is this spoliation of the Church in the Philippines by the Church’s most favored sons.’ We observe that other Catholic papers talk in the same way. It makes credible some of the revelations in that famous ‘Senate Document 190.’”

J. B.

„Ein Zerstörungswerk der Orthodogie.“ Unter dieser Überschrift bringt das „Berliner Tageblatt“ vom 21. Oktober einen Artikel über die kirchliche Arbeit unter den Deutschen in Brasilien, aus dem wir etliche Abschnitte folgen lassen. „Aus Südamerika kommt eine Nachricht, die geeignet ist, alle deutsch empfindenden Herzen mit großem Zorn gegen die lutherische Orthodogie zu erfüllen. Das orthodoxe Luthertum, das sich jederzeit und allerorten rühmt, die getreueste Hüterin und Pflegerin der Liebe zum Vaterland zu sein, ist im Begriff, ein nationales Kulturwerk im brasilianischen Süden im blinden Fanatismus niederzureißen und dem deutschen Volkstum daselbst einen Schlag zu versetzen, von dem es sich schwer erholen kann. . . . Seit Jahrzehnten haben sich kirchliche Vereine in der Heimat die Versorgung der deutschen Siedelungen in Rio Grande angelegen sein lassen. Das Wuppertal steht im Rufe, daß dort eine exklusive, absonderliche Art an Frömmigkeit kultiviert werde, die dem gesunden Empfinden wenig entspricht. Es muß indessen anerkannt werden, daß man hier seit langen Jahren unermüdet für die Befriedigung der kirchlichen Bedürfnisse der Deutschen in Südamerika tätig gewesen ist, lange bevor der preussische Oberkirchenrat hier eingreifen konnte. Diese leitende Instanz der preussischen Landeskirche hat dann in richtiger Würdigung der nationalen Bedeutung des brasilianischen Deutschtums ihr besonderes Augenmerk auf dieses Versorgungsgebiet gerichtet. Diese Behörde ist offenbar auch bei der Auswahl der jungen geistlichen Kräfte, die sie nach drüben entsandt hat, insofern verständig verfahren, als sie Männer hinausgeschickt hat, die für das wirkliche Leben einen aufgeschlossenen Sinn besitzen und sich nicht in die Sackgasse des frommen Eifers verrannt haben. Es scheint, daß der Oberkirchenrat darin eine rühmenswerte Weitherzigkeit an den Tag gelegt hat. Die aus der Heimat entsandten evangelischen Geistlichen haben denn auch mit glücklicher Hand den spröden Boden bearbeitet. Die Siedelungen sind auf dem besten Wege, einen durchaus geordneten Kirchendienst in Gemeindeleben, Predigt und Jugendunterweisung zu erhalten. Die pastoralen Abenteurer, die sich früher das religiöse Interesse der Ansiedler zum Besten ihres Geldbeutels zu nuke machten, denen die Seelsorge nicht ein Amt, sondern ein Geschäft war, sind mehr und mehr zurückgedrängt worden, nachdem die aus Deutschland geschickten Geistlichen es zu einer kirchlichen Organisation gebracht hatten. Die Riograndenser Synode umfaßt eine bereits beträchtliche Zahl deutsch-evangelischer Siedelungsgemeinden. Die pastoralen Mitglieder dieser Synode stehen durchweg in engeren Beziehungen zur preussischen Landeskirche, und der Geist, der diese Organisation erfüllt, ist derselbe, der sich in der evangelischen Diaspora daheim findet, etwa unter den Protestanten Österreichs. Im ganzen herrschte das Traditionelle vor, aber man begegnet der neueren Wissenschaft mit Respekt, man ist geneigt, alle als gleichberechtigte evangelische Christen anzuerkennen, die sich selbst zum evangelischen Christentum rechnen. Diese weder orthodoxe noch liberale Richtung, die aber nach beiden Seiten hin tolerant ist, bestimmt auch den Charakter des kirchlichen Lebens auf den deutsch-brasilianischen Kolonien. So war das Kirchentum in Rio Grande im schönsten Aufblühen begriffen, als die konfessionellen Störenfriede sich meldeten. Im Namen des reinen, unverfälschten Luthertums sind zuerst die Sendlinge der hannoverschen Lutheraner in Brasilien eingetroffen. Sie haben zunächst auf eigene Faust Gemeinden zu organisieren gesucht, dann aber sind sie auch in Gebiete



eingedrungen, die von den Geistlichen der Niograndenser Synode bereits versehen wurden. Sie haben verschiedentlich versucht, den scharfen Keil der Zwietracht in ruhige, geordnete Gemeinden hineinzutreiben. Es ist dabei zu höchst betrübenden Reibungen gekommen. Gleichzeitig drängten sich die Lutheraner der Missourynode in die deutschen Siedelungen herein, nicht etwa um eine politische Mission zugunsten Nordamerikas hier auszuführen, sondern genau wie die Hannoveraner, um für die lutherische Orthodorie Propaganda zu machen. Auch diese Missouri-Leute sind Deutsche und legen großen Wert auf ihr Deutschtum. Aber das hindert sie nicht, mit ihren Predigern, denen das geringste Maß von wissenschaftlicher Bildung das höchste Maß von bekennnismäßiger Gläubigkeit ermöglicht, und mit ihren Millionen nach Südamerika zu ziehen, um eine überaus wichtige, nationale, protestantische Schöpfung zu unterminieren. Auf dem nicht allzugroßen Gebiet sind heute bereits fünfzehn lutherische Gegenpfarrer wirksam, und leider ist bereits ein großer Teil der schlichten Leute durch die skrupellose Agitation dieser orthodoxen Lutheraner dem geordneten kirchlichen Leben entfremdet worden. Sie kommen, wie einst die Heere des großen Schwedenkönigs, aus dem Norden herbei, um das lutherische Bekenntnis zu retten, das durch die „Unionsgeistlichen“ der Niograndenser Synode „unterdrückt“ worden ist. Alle Waffen sind diesen Kettern des Luthertums recht, die Waffen perfider theologischer Dialektik, die Waffen gröblicher Schmähung, die Waffen des muntertätigen Dollars. Auch die Waffen der Presse wissen sie zu gebrauchen. Seit bald zwei Jahren geben diese missourischen Eindringlinge ein „Evangelisch-lutherisches Kirchenblatt für Südamerika“ heraus, um die Elemente festzuhalten, die sie durch ihre gehässige Agitation von dem bestehenden kirchlichen Organismus abgesprengt haben. Daß unter diesen Sendlingen der Missourisynode wie auch unter der aus Hannover kommenden Lutheraner manche Persönlichkeiten sind, denen auch der Gegner Achtung schuldet, will nichts bedeuten gegen die Größe der Schuld, die die Unternehmer dieses Zerstörungswerkes auf sich laden. Es ist ein Frevel am deutschen Volkstum auf dem südamerikanischen Kontinent, den orthodox-lutherischer Fanatismus hier begeht. Wir hoffen, daß die schweren Anklagen, die aus Rio Grande gegen diese verblendeten Eiferer jetzt herüberkommen, diejenigen Kreise, die hinter diesem Kreuzzug stehen, noch zur Besinnung rufen werden!“ Wenn das „Berliner Tageblatt“ schimpft über „skrupellose Agitation“ und „Sich-eindrängen“ der Missourier, so hat es sich einen Vären aufbinden lassen; Missourier kommen nur, wo sie gerufen werden. Und welche Vorstellung mag das „Berliner Tageblatt“ haben von dem „deutschen Volkstum“ und „deutscher Kultur“, wenn es behauptet, daß dieselben dadurch zerstört werden, daß die lutherische Kirche deutsche Lutheraner in Brasilien dem Luthertum zu erhalten sucht! Der „Alte Glaube“ schreibt: „Gegen die Arbeit der lutherischen Kirche in Brasilien wird in der deutschen Presse ein kleines Kesseltreiben veranstaltet. Selbst die fischblütige „Tante Voss“ gerät in wilden Zorn. Sie appelliert an den „Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß“ und verlangt von ihm, er solle die lutherischen Eindringlinge möglichst bald aus dem Lande werfen. Die Missourisynode, gegen die vor allen Dingen gehetzt wird, dürfte sich durch das Geschrei der deutschen Agitatoren kaum aus der Fassung bringen lassen. Das nordamerikanische Luthertum hat sich seiner Pflichten in Südamerika viel zu spät erinnert. Erst nachdem

Baptisten, Methodisten und andere Denominationen längst vorangegangen waren, folgte endlich auch die Missourishnode nach. Wankelmuth gehört nicht zu ihren schwachen Seiten. Jeder Versuch, sie einzuschüchtern, wird deshalb gerade das Gegentheil bei ihr hervorrufen. Sie bleibt, wo sie ist, und antwortet höchstens damit, daß sie ihren Eifer noch verdoppelt. Wenn man aber mit so vergifteten Waffen gegen sie kämpft, daß behauptet wird, sie entfremde ihre Gemeinden der deutschen Sprache und der deutschen Nation, so kann sie sich gerade nach dieser Seite des besten Gewissens rühmen. Wie zuletzt noch die Weltausstellung von St. Louis gezeigt hat, sind die Verdienste der Missourishnode um die Erhaltung des Deutschtums in Nordamerika so groß, daß ihr kaum eine andere Kirchengemeinschaft darin gleichkommt. Man verzichte darum doch auf Verleumdungen, die höchstens auf die Unwissendsten einigen Eindruck machen!" J. B.

**Die Rio Grandenser Synode in Brasilien.** Von unbekannter Seite ging uns in diesen Tagen das „Sonntagsblatt für die evangelischen Gemeinden in Brasilien“ vom 3. September 1905 zu. In demselben findet sich ein offener Brief, den ein dortiger unierter Pastor namens B. Sthjinski an Präses Mahler richtet, als Antwort auf eine in der Julinummer des „Lutherischen Kirchenblatts“ gegen ihn erhobene Anklage. Dieser offene Brief ist geradezu klassisch zu nennen. Man sieht aus demselben, mit was für Leuten unsere Brüder in Brasilien sich herumschlagen müssen. Da heißt es unter anderm wie folgt: „In Herrn P. Mahler, Vertreter der Missourishnode in Porto Alegre: ‚Wer das Beste will, muß oft das Bitterste kosten‘, also tröstete ich mich mit Lavater, so oft meine Tätigkeit mißverstanden und beschimpft wurde. Dasselbe dachte ich, als ich erst vor einigen Tagen die Julinummer des ‚Lutherischen Evang. Kirchenblattes‘ mit dem gegen mich gerichteten Artikel zufälligerweise las. Die Entstellung der Wahrheit und Beschimpfung unserer Synode zwingt mich zu dieser Erwiderung. In boshafter Weise sprechen Sie von mir als von einem ‚Freidenker, Freimaurer, Ex-Jesuiten‘. Gott sei gedankt, sind wir nicht mehr ‚Kinder der Magd, sondern der Freien‘, denn ‚Christus hat uns frei gemacht‘ vom Gewissenszwang, von der Knechtschaft des Gesetzes und des Buchstabens, der da tötet, und der Geist ist es, der freie, welcher lebendig macht. Von der Freimaurerei haben Sie zwar, Herr Pastor, einige Kenntnisse über Oddfellows zc. in Nordamerika, aber Sie ahnen nicht die Zwecke, die Beziehungen, die Arbeit, die Entwicklung weder der allgemeinen Freimaurerei noch derjenigen in Brasilien; es ist also verzeihlich, wenn jemand, ‚quod ignorat, blasphemat‘. Was den Ex-Jesuiten anbelangt, so wollen Sie bedenken, daß D. Luther selbst, wenn er Jesuit gewesen wäre, auch zweifellos ein Ex-Jesuit würde geworden sein, da er ja doch ein ‚Ex-Augustiner‘ wurde. Und gerade nach diesem Ex-Augustiner nennen Sie sich ja selbst ‚Lutheraner‘ samt der ganzen Missourishnode, und zwar dem Wunsche D. Luthers zuwider, der da Ihnen zuruft: ‚Sie sollen nicht glauben an Luther, sondern an Christus; den Luther sollen Sie fahren lassen.‘“ Nach einigen Bemerkungen betreffs der umstrittenen Sache heißt es dann in dem Briefe weiter: „Es war auch meinerseits keine Ausfaat ‚des Argwohns und Schreckens‘, wenn ich den Leuten mitgeteilt, was Sie vor denselben verheimlicht haben, nämlich, daß Ihre Kirche mit unserer Synode und der gesamten deutsch-evangelischen Kirche keine Gemeinschaft haben will. Es ist auch eine unleugbare Tatsache! Warum ärgern Sie sich darüber? . . .

Ja, Herr Pastor, aus allen Ihren Schriften, aus der ganzen theoretischen und praktischen Lehre Ihrer Kirche weht ein Geist der Lieblosigkeit, der Engherzigkeit, der Unduldsamkeit! . . . Sie sollten mit dem Protestantismus zusammenhalten, aber wegen theologischer Satzungen verwerfen Sie die Gemeinschaft mit ihm. Sie sollten über Personen überhaupt nicht richten, und Sie richten auch über Gedanken! . . . Nein, Herr Pastor, nicht mit „Hohnlachen“ ging ich davon, sondern mit Tränen, als ich an die Engherzigkeit Ihrer Kirche dachte und als mir „in der Karwoche“ das feierliche, hohepriesterliche Gebet Jesu in Erinnerung kam: „Vater, . . . ich bitte für die, . . . so an mich glauben werden, auf daß sie alle eins seien, . . . auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt“, Joh. 17. Ja, die Welt glaubt nicht daran — weil wir Christen uneinig sind. Nicht die Spötter, nicht der Teufel mit der ganzen Hölle ist schuld daran, sondern wir, wir selbst, die wir zanken und streiten und disputieren — anstatt an unserer Stirn das einzige Kennzeichen der Jünger Christi immer klarer hervortreten zu lassen! Mit Recht ruft die Welt: „Lutherisch, päpstlich, calvinistisch, Diese Glauben alle drei Sind vorhanden, doch ist Zweifel, Wo das Christentum dann sei.“ (Logau.) Sollten wir nicht fürwahr den ganzen Plunder der dogmatischen und rituellen Unterschiede über den Haufen werfen, uns die Hände reichen und im Namen Jesu nur Liebe üben — Liebe gegen alle Sünder, gegen alle Ungläubigen, im geselligen Leben und am Grabe? . . . O du schöner Traum, wie schade, daß du nur ein Traum bist! . . . „Soll die soziale Frage gelöst werden, so muß das Christentum sich darauf besinnen, das Evangelium der Liebe zu sein.“ (M. Carriere.) B. Stjefinski.“ In derselben Nummer des „Sonntagsblattes“ findet sich übrigens auch eine Betrachtung über das Evangelium am 11. Sonntag nach Trinitatis unter der Überschrift „Rechtfertigkeit“. In derselben heißt es, nachdem gesagt worden ist, daß wir, wenn wir unser Leben nach den zehn Geboten prüfen, gezwungen werden, mit dem Zöllner zu beten: „Gott, sei mir Sünder gnädig!“ wörtlich weiter: „Und das (Gebet) findet Erhörung in herrlicherer Weise als dort im Tempel. Die Gerechtigkeit, die der Zöllner erlangte, bestand nur in der Losprechung von der Sündenschuld. Danach aberkehrten die nämlichen Sündentaten immer wieder. Christus hat uns eine bessere Gerechtigkeit bereitet durch sein Sterben und Auferstehen. Da wird eine neue Natur dem Menschen gegeben durch den göttlichen Geist, die da fähig ist, Gottes Willen zu tun. Das ist die Gerechtigkeit, mit der wir vor Gott bestehen können. Darum fort mit allen Mühen um eine selbstbereitete Gerechtigkeit; laßt uns nach der Gottesgerechtigkeit trachten, die da kommt aus Glauben in Glauben. Das Evangelium bietet sie an; das laßt uns hören! (Röm. 1, 16. 17.)“ — Was mag sich ein armer angefochtener Sünder unter den Lesern des „Sonntagsblatts“ wohl bei dieser Ausführung denken? Wird er aus derselben wohl die für ihn so wichtige Antwort auf die Frage: „Wie bekomme ich einen gnädigen Gott?“ nehmen können? Ganz gewiß nicht.

J. A. F.

## II. Ausland.

**Die Breslauer Synode und die Landeskirchen.** „Auf unserer Rheinischen Diözesansynode“, schreibt „Gotthold“, „stand die Frage: „Welche Stellung haben wir gegenüber den in den Landeskirchen bestehenden Krisen einzunehmen?“ auf der Tagesordnung. P. Schubert als Referent führte, wie



das „Kirchenblatt“ berichtet, die bedenklichen Mißstände in den Landeskirchen sowohl auf die staatskirchliche Form selbst, die, immer nur Nothbehelf, die Landeskirchen mehr und mehr, besonders nach Einführung der konstitutionellen Verfassung, in ein der Kirche unwürdiges Abhängigkeitsverhältnis gebracht habe, als auch vornehmlich auf die zunehmende Laxheit in der Lehr- und Abendmahlszucht zurück, welche wiederum der Niederschlag einer allgemeinen herrschenden kirchlichen Gleichgültigkeit ist, die (selbst auch in erweckten Kreisen) von einem scharf umgrenzten Kirchenthum und einem deutlich ausgeprägten und treu festgehaltenen Bekenntnis nichts wissen will. Die von den Landeskirchen durch ihr Verhalten uns aufgezwungene veränderte Stellungnahme, so schwer sie uns um der brüderlichen Liebe willen fällt, müsse denselben zu einem Tatzeugnis dienen, daß sie eine falsche Richtung eingeschlagen haben, sie sei um unserer Selbsterhaltung willen erforderlich und auch zur Stärkung der mit uns verbündeten Freikirchen. Die bedingungslose Kirchen- und Abendmahls-gemeinschaft müsse aufgehoben werden, und zwar müsse in Berücksichtigung des organischen Zusammenhangs, der der Kirche eignet, von Kirche zu Kirche gehandelt werden. Der Korreferent P. Wagner redete, abgesehen von andern abweichenden Ansichten, der Maßnahme das Wort, daß mit einzelnen Theilen der Landeskirchen, die das Bekenntnis für sich wahren, die kirchliche und sakramentliche Gemeinschaft aufrechterhalten werde, falls mit den Landeskirchen im allgemeinen die kirchliche Gemeinschaft gelöst werden müsse. Die Pastoral-konferenz erkannte es, um nichts zu versäumen, für angebracht, daß unsere Kirche sich erst noch in einer eingehenden Rundgebung an die landeskirchlichen Kirchenregimente wende, deren Erfolg abgewartet werden müsse, ehe entscheidende Schritte getan würden. Waren hierin alle einig, so auch in dem schmerzlichen Bewußtsein, daß ein sehr ernster Schritt uns bevorsteht, wofür der Herr der Kirche besonders angerufen sein will, daß er den rechten Rat und die rechte Tat gebe.“ — Hierzu bemerkt die „Sächs. Freikirche“: „Gebe Gott, daß die Breslauer Synode, wie mit der preussischen Union, so auch endlich mit den sogenannten ‚lutherischen‘ Landeskirchen und der ‚Allg. Evang.-Luth. Konferenz‘ breche. Gewiß, es ist ein sehr ernster Schritt, wofür der Herr der Kirche besonders angerufen sein will, aber den rechten Rat hat er längst gegeben, nämlich in seinem Wort: ‚Fliehet aus Babel!‘ ‚Weichet von denselbigen!‘ ‚Geht aus von ihnen und sondert euch ab!‘ Und diese Worte fordern nicht nur eine halbe Scheidung, wie sie der Korreferent P. Wagner will, sondern eine ganze Separation. Das ist die einzige ‚rechte Tat‘, welche sich als Antwort auf die Zustände der ‚lutherischen‘ Landeskirchen gehört!“ F. B.

**Bayrische Landeskirche.** Bei Eröffnung der Generalsynode im September sprach sich Oberkonsistorialrat D. v. Burger folgendermaßen aus: „Wir hatten in unserer Landeskirche keinen Fall Mauriz, Fischer, Katho, ja nicht einmal einen Fall Schmalz. Aber die moderne Gottesidee und Weltanschauung, die sich an die Stelle des auf die Bibel begründeten und im Bekenntnis niedergelegten Glaubens setzen will, greift auch bei uns um sich. Wir müssen gewärtig sein, daß sie Gleichberechtigung für sich fordert. Können wir die Forderung verhindern? Können wir sie gewähren?“ — Hierzu bemerkt „Freimund“: „Der Redner hat mit weitem Blick und tiefem Ernst die Krisis gekennzeichnet, der die Landeskirche entgegensteht. Größer als jede andere Gefahr, die man befürchten mag, sei es die Vergewaltigung durch den Ultramontanismus oder das Fehlen der

nötigen Geldmittel oder der Mangel an persönlichen Kräften, ist die Gefahr der Überflutung der Landeskirche durch die Lehren des Abfalls vom Glauben. Wenn diese gewichtigen Fragen des Dirigenten in der Generalsynode keinen Wiederhall finden, so ist es ein neues Anzeichen, daß man die Augen vor der Gefahr verschließt. Wir haben das Zutrauen zum Kirchenregiment unserer Landeskirche, daß es die Gleichberechtigung der Bekenntnistreuen und neugläubigen Richtung fortgesetzt mit aller Entschiedenheit ablehnen wird" (?), „wenigstens solange Männer in den Kirchenbehörden sitzen, wie der Leiter der diesmaligen Generalsynode. Aber innerhalb der Landesgeistlichkeit wird jetzt schon vielfach tatsächlich Duldung gegen Persönlichkeiten und Anschauungen geübt, die vom modernen Geist durchtränkt sind. Man findet sich mehr und mehr darein, den neuen Glauben neben dem alten gelten zu lassen. Auf diese Weise bahnt sich die Gleichberechtigung der Richtungen an. Man läßt auf Konferenzen und auf kirchlichen Versammlungen Männer das Wort führen, Vorträge halten und predigen, die offenkundig vom modernen Wesen angesteckt sind. Ein unterfränkischer Pfarrer, der im Korrespondenzblatt einen bodenlosen Subjektivismus vertritt, der auch die Heilstatsachen in Nebel auflöst, ließ auf Wunsch eines Teils seiner Kollegen seine Synodalspredigt drucken, in der unter anderm behauptet wird, von Jesus seien nur wenig Worte aufbehalten und diese seien aus dem Zusammenhang gerissen. . . . Die Zeiten sind vorbei, wo man in der bairischen Landeskirche so ziemlich bei jedem Pfarrer das Festhalten am kirchlichen Lehrbegriff voraussetzen durfte. Man will aber immer noch den Schein der Glaubenseinigkeit in der Landeskirche aufrechterhalten. Auch die christlichen Blätter tun meist nichts dazu, das Volk über die neugläubige Richtung, die sich über Bibel und Bekenntnis hinwegsetzt, zu belehren und davor zu warnen. Das weitverbreitete „Ev. Sonntagsblatt aus Bayern“ ist hierin stumm. Es erwähnt z. B. den Fall Fischer unter den Merkwürdigkeiten, die es zu bringen pflegt, nur etlichemal kurz und trocken. Daß es sich aber bei der modernen Richtung um eine Gefahr für das Christentum handelt, die auch uns droht, davon erfährt der Leser des Sonntagsblattes kein Wort. Wenn das Blatt mit der Sprache herausginge gegen die eindringende Richtung, so würde sich ebenfalls alles, was modern angehaucht und freier gerichtet ist, über Parteinahme beschweren. Aber es wäre kein Unglück, wenn es darüber zur Auseinandersetzung und Scheidung käme. Aber davor schreckt man zurück.“

(Sächs. Freif.)

Auf der Sächsischen Provinzialsynode standen folgende Anträge zur Verhandlung: „Hochwürdige Provinzialsynode wolle I. grundsätzlich erklären: 1. Provinzialsynode sieht in den in unserer evangelischen Landeskirche sich geltend machenden Irrlehren die große Gefahr, daß das Wort Gottes gefälscht, der Glaubensstand der Gemeinden erschüttert und der Friede derselben gestört wird; 2. sie spricht ihre Überzeugung auf Grund der Heiligen Schrift dahin aus, daß die Kirche nicht bloß das Recht und die Macht, sondern auch die heilige Pflicht hat, gegen die in ihrer Mitte sich zeigende Irrlehre aufzutreten und sie mit allen vor dem Geiste Jesu Christi bestehenden Mitteln zu bekämpfen; II. den Evangelischen Oberkirchenrat bitten: 1. dem Kultusministerium gegenüber erneut dafür einzutreten, daß bei der Besetzung der theologischen Professuren in Preußen neben der wissenschaftlichen Befähigung die dem kirchlichen Bekenntnis entsprechende Stellung zum Worte Gottes maßgebend sein muß; 2. darüber zu wachen, daß seitens

der Konsistorien ein Disziplinarverfahren eingeleitet wird, wenn die kirchliche Behörde nach Anwendung aller seelsorgerlichen Mittel zu der Überzeugung gelangt ist, daß die Lehre eines Geistlichen dem Gemeinglauben der Christenheit und dem Bekenntnis unserer Kirche widerspricht; 3. dahin wirken zu wollen, daß der Einfluß der negativen Theologie von den evangelischen Predigerseminaren ferngehalten wird. III. Die Herren Generalsuperintendenten unserer Provinz bitten, auf die Gefahren hinweisen zu wollen, welche durch Verbreitung der negativen Theologie in Volkschriften der gläubigen Gemeinde erwachsen, und besonders dafür Sorge zu tragen, daß diejenigen jüngeren Geistlichen, welche in ihrem Glaubensstande noch nicht zur vollen Klarheit gelangt sind, durch amtsbrüderliche Belehrung und gemeinsames Lesen der Heiligen Schrift im Bekenntnis der Kirche befestigt werden.“ In den Verhandlungen sprach sich Generalsuperintendent D. Holzheuer also aus: „Ich weiß mich frei von jeder theologischen Engherzigkeit. Ich räume der theologischen Wissenschaft das Recht freier Bewegung auf dem Grunde, außer welchem kein anderer gelegt werden kann, ein. Aber einer grundstürzenden Theologie spreche ich jede Berechtigung in der Kirche Christi ab. Nun ist es mir zunächst Bedürfnis, zu bezeugen, daß ich mit den Professoren unserer theologischen Fakultät in der Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe stehe. Und so oft der Professorenantrag auf den Synoden zur Verhandlung gekommen ist, habe ich mich gedrungen gefühlt, dem Ausdruck zu geben, welchen Segen unsere Provinzialkirche der theologischen Fakultät zu Halle verdankt. Aber es gibt doch eben auch grundstürzende Theologie. Und auch Diener am Worte, welche durch ihr Ordinationsgelübde verpflichtet sind, das lautere Evangelium zu verkündigen, verbreiten sie. Ich will die eklatanten Fälle der letzteren Zeit, die in der gläubigen Gemeinde eine mächtige Erregung hervorgerufen haben, nicht wieder namhaft machen. Und jene mächtige Erregung hat sich nicht auf die Gemeinde jener Irrelehrer oder die Provinz, in der sie wohnen, beschränkt, sondern hat die weitesten Kreise der ganzen Landeskirche ergriffen. Und da ist es meines Erachtens auch für diese unsere Synode gebieterische Pflicht, gegen solche Fälschung der gesunden Lehre zu protestieren und auch auf diese Weise ihren Protestantismus zu beweisen, einen Protestantismus fundamentalster Art. Eine Theologie, welche die wahre Gottheit unsers hochgelobten Heilandes leugnet, welche die göttliche Offenbarung und das Wunder leugnet, welche die Heilsbedeutung des Todes Jesu Christi leugnet, leugnet, daß wir durch sein am Kreuze vergossenes Blut erlöst sind von unserer Sünde, eine Theologie, welche die leibhaftige Auferstehung des Herrn leugnet, welche leugnet, daß er wiederkommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten, das ist grundstürzende Theologie. Und mit der gibt es kein Paktieren. Wenn es aber in unserer Provinz auch keinen Geistlichen der bezeichneten Art geben sollte, unsere Gemeinden mißten dennoch erwarten, daß die Synode in dieser Zeit einen hellen, deutlichen Posaunenton des Bekenntnisses gibt. Sehen Sie z. B. in Zeitungen gewisser Richtungen hinein, so werden Sie finden, daß da bei jeder Gelegenheit das Reich der ewigen Dinge so behandelt wird, als wäre es in der Welt der Diesseitigkeit versunken. So gehört es denn auch in der Tagespresse vielfach zum guten Ton, das treue Halten an dem Bekenntnis der Kirche für rückständig und für unprotestantisch zu erklären. Und dies dringt doch überall hin, wie denn überhaupt die weitesten Kreise dem Eindringen einer widerchristlichen Atmosphäre mehr oder weniger schutzlos preisgegeben sind; dann aber



darf gerade in dem gegenwärtigen Moment, wo auch innerhalb der Kirche der radikale Geist sich so ungeheuer geäußert hat, die Frage: Wird denn die Provinzialsynode nicht reden? nicht unbeantwortet bleiben. Worauf es mir weitaus in erster Linie ankommt, ist, daß es hier überhaupt zu einem Akt des Bekenntnisses zu dem Heil in Christo, dem menschengewordenen Sohn Gottes, unserem alleinigen Mittler und Seligmacher, kommt. Die Fassung steht mir erst in zweiter Linie. Und ich bedaure, daß zwischen den beiden Seiten der Synode keine Verständigung dahin stattgefunden hat, einmütig Zeugnis abzulegen gegen die an dem Fundamente des Christentums rüttelnde Irrlehre. Aber wir werden uns in Zukunft doch schon noch zusammenfinden in der Verteidigung dessen, woran alles, unsere Seligkeit und der Bestand unserer Landeskirche, hängt. Wir werden es müssen. Die Not wird uns dazu zwingen. Nun, meine Herren, hat der vorliegende Antrag unter No. III auch einen Appell an uns, die Generalsuperintendenten der Provinz, gerichtet. Leider kann mein Kollege, der Generalsuperintendent D. Vieregge, weil er erkrankt ist, an der heutigen Sitzung nicht teilnehmen. Ich weiß aber, daß ich auch in seinem Namen spreche, wenn ich zu dem Antrage III hier folgendes erkläre: Ich bin darüber durchaus nicht ungehalten, daß Sie mir in dem betreffenden Passus die Pflicht eines Generalsuperintendenten vorhalten. Wir kennen zwar unsere Pflichten selbst ganz genau. Aber warum sollten wir uns nicht freuen, wenn wir auch von anderer Seite wieder und wieder darauf hingewiesen werden? Geschieht solche Hinweisung doch auch jedem Gemeindegliede mit Einschluß derer, die längst zur Erkenntnis der Wahrheit gekommen sind, beim Gottesdienst in den Predigten hinsichtlich des ganzen christlichen Tuns und Lebens — also die Mahnung sei gern angenommen. Aber gehandelt wird danach von uns schon lange, soweit unsere Kräfte reichen. Die zu angeblicher Aufklärung des christlichen Volkes ins Leben gerufene, in Wirklichkeit aber zur Verwirrung des christlichen Volkes dienende Literatur wird von uns mit Aufmerksamkeit verfolgt, und diese das echte Christentum entwertende moderne Religionsgeschichte sich nicht einmischen zu lassen, sind wir bemüht. Für eine der wichtigsten Aufgaben unsers Amtes aber halten wir es, Kandidaten, wie jüngeren und älteren Geistlichen, die noch schwankend und innerlich unbefestigt sind, aufrechtzuhelfen, daß sie eine feste Glaubensüberzeugung gewinnen können. Auf die Einzelheiten des ganzen uns vorliegenden Antrages gehe ich weiter nicht ein. Das aber muß ich, wie schon der Herr Königlich Kommissar getan, auch meinerseits noch betonen, daß wir ein Disziplinalgesetz haben, welches denen gegenüber, die die Grundtatfachen des Heils zu zerstoren trachten, zur Anwendung zu kommen hat. Den Herrn Synodalen Dr. Trosien kann ich dahin beruhigen, daß bei etwaigen Lehrprozessen wegen Irrlehre selbstverständlich die ganze Persönlichkeit des Angeeschuldigten in Betracht zu ziehen wäre. Sie hat einfach ein Recht, in Betracht gezogen zu werden. Aber es gibt für die Persönlichkeit, wie edel und schätzenswert sie auch an sich sei, eine Grenze, jenseits deren sie kein Recht hat. Selbstverständlich wird eine kirchliche Behörde, wenn sie gegen Irrlehre einzuschreiten gezwungen ist, bei aller Milde, wo es möglich ist, doch auch mit allem Ernste, wo es nötig ist, in dem vollen Bewußtsein ihrer Verantwortung vor dem Herrn und vor der christlichen Gemeinde, die Er durch sein eigenes Blut erworben hat, ihres Amtes warten.“ — Von etlichen bedenklichen Bemerkungen abgesehen, hört sich die Rede D. Holtzheuers an, als ob es jetzt wirklich den Liberalen zu Leibe gehen solle,

aber — es wird beim alten bleiben. Sagt doch D. Goltzheuer, daß die Generalsuperintendenten schon lange nach dem Gesagten gehandelt haben, soweit ihre Kräfte reichen. Mehr, als bisher geschehen ist, darf man also auch in der Zukunft nicht erwarten. Präsident Voigts in Berlin, welcher in Hannover einen Weingart nicht geduldet hat, duldet den gottlosen Fischer und sagt sich jedenfalls auch dabei, daß er alles tue und bisher getan habe, was in seinen Kräften stehe!

F. B.

**Zum Präses der rheinischen Provinzialsynode** wurde D. Haßenberg gewählt mit 56 gegen 39 Stimmen. Diese Wahl zeigt, wie weit die rheinische Kirche schon vom Gifte der ungläubigen Theologie angegriffen ist. D. Haßenberg ist ein liberaler Theologe. Im Abgeordnetenhaus trat er öffentlich für den Christusleugner D. Fischer ein und feierte ihn als den „Apologeten des evangelischen Christentums“. Den Gegnern Fischers, welche den „kirchlichen Glauben und das Bekenntnis“ betonten, erklärte er: „Meine Herren, hat denn nicht in unserer evangelischen Kirche durch die letzten Jahre hindurch eine wissenschaftliche Auseinandersetzung über das Wesen des Christentums stattgefunden, angeregt durch einen bedeutenden Lehrer der Berliner Hochschule? Ist es denn nicht so, daß vom evangelischen Standpunkt aus — und darin befinde ich mich doch schließlich in Übereinstimmung mit allen Evangelischen — das Bekenntnis nichts anderes als Glaubensausgabe ist, als der unmittelbare Ausdruck des Glaubens seitens einzelner und seitens der Gemeinschaft? Ist es nicht anerkannt in der evangelischen Kirche, daß diese Aussage des ewig bleibenden Glaubensinhalts in den verschiedenen Zeiten nach dem Maß theologisch-wissenschaftlicher Erkenntnis wechselt? Kommt es nicht vom evangelischen Standpunkt darauf an, nicht ‚zu glauben‘, das heißt, wie man sagt, auf Treue und Glauben anzunehmen, was andere vor uns bekannt haben, sondern kommt es nicht immer und immer darauf an, zu bekennen das, was an Glauben in uns ist?“ Und wie Haßenberg, so scheint auch D. Umbeck, der rheinische Generalsuperintendent, zu stehen. Auf öffentlicher Synode trat er ein für P. Natho, der in Köln den Pantheismus als „neue Religion“ predigt, und beruhigte die Synode mit der Erklärung, daß P. Natho allerdings Jesu „die Gottheit zuerkenne, aber nicht in metaphysischem, sondern in ethischem Sinne“. — In manchen Landeskirchen sind die Positiven vielfach nur noch die Geduldeten. So rächt sich die langjährige Duldung offener Irrelehrer von seiten der Kirche.

F. B.

Von der „Brandenburgischen Provinzialsynode“ wurden unter anderm auch folgende Beschlüsse angenommen: „1. Gegenüber der Leugnung von Hauptstücken des evangelischen Bekenntnisses, wodurch von Geistlichen der Landeskirche Argernis gegeben worden ist, bekennet sich die Provinzialsynode mit der gläubigen Gemeinde von neuem zu Jesu Christo, dem eingeborenen Sohn Gottes, dem gekreuzigten und auferstandenen Heiland aller Völker und aller Zeiten, und zur apostolischen Lehre von seiner Person und seinem Werke, wie sie in der Heiligen Schrift enthalten und in den reformatorischen Bekenntnissen bezeugt ist. 2. Die Provinzialsynode erachtet es in Übereinstimmung mit den Kundgebungen des Kirchenregiments für unvereinbar mit dem Ordinationsgelübde und der Amtspflicht eines Dieners der Kirche, amtlich oder außeramtlich wider die Grundwahrheiten des bekennnismäßigen Glaubens zu lehren. Sie erwartet zuversichtlich, daß hiergegen fehlende Geistliche, damit nicht der Bestand der Landeskirche gefährdet werde, nach



vergeblicher Anwendung der gebotenen seelsorgerlichen Mittel aus dem Ante entfernt werden. 3. Die Provinzialsynode bittet die Gemeinden der Provinz durch die bedrohte Lage der Kirche sich weder in ihrem Glaubensstande noch in ihrer Treue zur Kirche erschüttern zu lassen, vielmehr in kräftiger Bezeugung ihres Glaubens und in betendem Aufblick zu dem lebendigen Haupt und Herrn der Gemeinde unsere evangelische Landeskirche mit ausharrender Geduld erhalten und bauen zu helfen. Sie ruft auch die Geistlichen auf, im Kampfe wider den Unglauben Zuversicht und Treue zu beweisen, die Gemeinden gegen Gefährdung ihres Glaubensstandes durch Vertiefung biblischer Erkenntnis zu schützen und zu rüsten und in der Not der Zeit der apostolischen Mahnung eingedenk zu bleiben: Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark!“ Die 23 Vertreter der Mittelpartei („Evangelische Vereinigung“) enthielten sich des Stimmens; die 14 Vertreter der Linken (Protestantenverein) stimmten mit Nein; ebenfalls mit Nein D. Weiß und vier Mitglieder der „Positiven Union“; die Konfessionellen und die große Majorität der Positiven Union, deren Führer D. Stöcker ist, gaben 119 Stimmen mit Ja ab. Die „E. R. Z.“ bemerkt: „Mit Nein stimmten Oberhofmeister Freiherr v. Mirbach und Hofprediger Krieger; sie stimmten also ebenso wie der Protestantenverein. Diese Abstimmung der Herren vom Hofe wurde natürlich nachher vielfach kommentiert. Mit ihnen zusammen stimmte auch Konsistorialrat Kriebitz; auch Hofprediger Krieger ist Konsistorialrat. Konsistorialrat D. Deutsch enthielt sich der Abstimmung. Manchem ist es aufgefallen, daß gerade die der Synode angehörigen Konsistorialräte gegen den Antrag der Kommission stimmten. Dem gegenüber ist darauf hinzuweisen, daß nicht nur Konsistorialrat Dohé, sondern auch das Mitglied des Oberkirchenrats Oberkonsistorialrat D. Reßler, Mitglied der konfessionellen Gruppe, mit Ja stimmte. Auf der Synode ist es ausgesprochen worden, daß nicht nur die preussische Landeskirche, sondern das ganze evangelische Deutschland auf die brandenburgische Provinzialsynode am 30. Oktober sah. Die Synode konnte nicht mehr tun als ein klares Zeugnis ablegen — über Machtmittel verfügt sie nicht —, und das hat sie getan. Sie hat also getan, was sie konnte.“ — Kann man wirklich in den Landeskirchen nicht mehr als reden und beschließen? „So gewaltig und allgemein wie heute“ — schreibt dasselbe Blatt — „ist der Unglaube noch nicht gegen die Kirche zu Felde gezogen.“ Aber was diesen Unglauben so gefährlich macht, ist nicht etwa, weil die Christen ihn nicht zu erkennen vermöchten, denn es handelt sich um krasse Leugnung der Gottheit Christi und des ganzen Christentums, sondern weil er von der Kirche in der Kirche geduldet wird.

J. B.

Aus Lübeck wird der „Krenzzeitung“ geschrieben: Welche Unklarheit und Verwirrung auch hier in religiösen und kirchlichen Dingen herrscht, zeigt folgender Fall: Am vorigen Donnerstag, bei der Schlußfeier der Generalversammlung des Evangelischen Bundes hat der präsidierende Bürgermeister, zugleich Vorsitzender im Kirchenrat, in seiner Rede beim Festmahl unter Zustimmung der Anwesenden an den Mahnruf: „Das Wort sie sollen lassen stahn“, und an den Ausspruch Seiner Majestät des Kaisers: „Lübeck ist das feste Bollwerk der Reformation im Norden“ erinnert und dabei das Gelübde abgelegt: „Daß wir allezeit bleiben wollen treu unserm Glauben eine evangelische deutsche Stadt.“ Darauf hat der Vorsitzende des hiesigen Hauptvereins des „Evangelischen Bundes“, P. Evers, am Bismarckdenkmal, wo der feierliche



Empfang der Gäste stattfand, einen Kranz niedergelegt mit der Inschrift: In trinitate robur und in seiner Ansprache in der abendlichen Schlußversammlung hat er gleichfalls aufgefordert, treu zu bleiben dem evangelischen Bekenntnisse, mit der Mahnung: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“ — Heute beginnen sechs Pastoren unserer evangelisch-lutherischen Landeskirche, darunter der genannte P. Evers, öffentliche Vorträge, um Propaganda zu machen für die „moderne Theologie“, die das Wort Gottes nicht stehen lassen will, sondern Menschenwort und menschliche „Wissenschaft“ an seine Stelle setzt, die den Grund des Werkes der Reformation unterwühlt, die die Dreieinigkeit Gottes leugnet und ein anderes Evangelium predigt als das, welches wir von unsern Vätern ererbt haben und auf welches die gesamte christliche Kirche gegründet ist.

„Freunde evangelischer Freiheit.“ Unter diesem Namen haben sich die Liberalen zusammengeschlossen in Aachen, Barmen, Deringhausen, Düsseldorf, Elberfeld, Köln, Krefeld, Solingen und auch in Greifswald, wo sie folgenden Aufruf erlassen haben: „Berufene Vertreter der Orthodogie haben die moderne Theologie und ihre Vertreter auf Lehrstuhl und Kanzel in die Acht erklärt. Der ‚Landeskirchliche Ausschuß der Bekenntnisfreunde‘, der ‚Eisenacher Bund‘ und die ‚Stille Vereinigung‘ — alle drei sind eins geworden, ‚Irrelehrer‘ rücksichtslos zu bekämpfen und sie in der Kirche mundtot zu machen. Wir achten das Recht jeder religiösen Überzeugung, auch der orthodoxen. Aber wir verwahren uns gegen den Anspruch der Orthodogie auf Alleinberechtigung in der Kirche. Wir kennen das souveräne Hoheitsrecht der Religion, das durch keine Wissenschaft erschüttert werden kann, aber wir kennen auch das Recht der Wissenschaft zur kritischen Untersuchung jedes Dogmas und halten eine Ausöhnung von Glauben und Wissen für den Bestand der Kirche wie der ganzen Kultur für durchaus notwendig. Wir bekennen uns freudig zu Christus als unserm einigen Herrn und Meister, aber wir protestieren gegen jeden Versuch, neben dem Evangelium Jesu irgend ein Stück kirchlicher Überlieferung zur bindenden Glaubensnorm zu machen. Auf dem Grunde des evangelischen Christentums wollen wir zur Fortentwicklung des Protestantismus im Geiste der Freiheit und im Einklang mit dem gesamten sittlichen Kulturleben unsers Volkes das Unsere beitragen und die Bekämpfung alles unduldsamen Wesens in der Kirche unsere Ehre sein lassen. Alle diejenigen unserer evangelischen Mitchristen, Männer und Frauen, welche diesen Standpunkt teilen, fordern wir auf, sich mit uns zu einer Vereinigung der Freunde evangelischer Freiheit zusammenzuschließen.“ Die „E. A. Z.“ bemerkt hierzu: „Die evangelische Kirche bekennt sich nicht zu einem Evangelium Jesu, sondern zu dem Evangelium von Jesu Christo. Wer an die Stelle des Evangeliums von Jesu Christo ein Evangelium Jesu setzt, hört auf, ein evangelischer Christ zu sein. Wer leugnet, daß Jesus Christus wahrhaftiger Gott ist, ihn aber trotzdem seinen ‚einigen Herrn‘ nennt, der treibt Kreaturvergötterung, der ist wieder auf die Stufe des Heidentums herabgesunken.“ F. B.

Prinz Friedrich Heinrich von Preußen, der älteste Sohn des Prinzen Albrecht von Preußen, hat als Protektor des Ostdeutschen Jünglingsbundes an den Bundesvorsitzenden folgendes Schreiben gesandt: „Sehr geehrter Herr Pastor! Von Herzen danke ich Ihnen für Ihren werthen Brief. Auch kann ich Ihnen und dem Bunde nur danken, daß Sie mich ausersehen haben, Ihr Protektor zu werden. Das ehrt mich und bereitet mir große Freude.

Dem Ostdeutschen Jünglingsbunde verspreche ich, soweit es in meinen geringen Kräften steht, ein steter Förderer zu sein. Gilt es doch für einen jeden von uns nichts anderes, als Gottes Kinder zu werden, treue Diener unsers Königs und Herrn und wadere Söhne unsers Vaterlandes. Gott schirme und segne den Bund uns allen zum Heil und helfe, daß er vor allem andern dazu diene, uns in dieser Welt voller Elend und Versuchung zu dem zu bringen, welcher gesagt hat: „In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“ Sie, verehrter Herr Pastor und alle Mitglieder und Freunde des Bundes der Gnade Gottes befehlend, verbleibe ich allezeit Ihr treu ergebener Friedrich Heinrich, Prinz von Preußen.“

(M. E. L. R.)

Das Konkordat in Frankreich, welches 1801 zwischen Papst Pius VII. und Napoleon geschlossen wurde, ist am 6. Dezember vom französischen Senat aufgehoben worden. Am 3. Juli wurden in der Deputiertenkammer 341 gegen 233 Stimmen für das neue Gesetz abgegeben und im Senat fielen am 9. Dezember 181 gegen 102 Stimmen für dasselbe. Wie in Amerika, so sind von nun an auch in Frankreich Staat und Kirche getrennt. Im vorigen Jahre bewilligte der Staat für den öffentlichen Gottesdienst \$8,400,000. Diese Summe wird schon in diesem Jahre um zwei Millionen Dollars verringert, und nach etwa vier Jahren fällt die Unterstützung der Kirche durch den Staat ganz weg. In den öffentlichen Schulen darf kein religiöser Unterricht erteilt werden während der Schulstunden, wohl aber nach denselben für alle, die sich daran beteiligen wollen. Den öffentlichen Gottesdienst darf niemand stören. Strafbar wird jeder, der einem andern droht, weil er an irgendeinem Gottesdienst teilnimmt oder nicht teilnimmt. Den Priestern wird es verboten, die Staatsbeamten zu defamieren und das Volk zum Widerstand gegen das Gesetz aufzureizen. Jedem Bürger wird volle Freiheit des Gewissens und freie Ausübung des Gottesdienstes zugesichert. Und der Staat hat nichts mehr zu schaffen mit der Ernennung von Erzbischöfen, Bischöfen und Priestern. Zu den Gemeinschaften, welche von nun an in Frankreich für ihren eigenen Haushalt sorgen müssen, gehören nicht bloß die Katholiken und Juden, sondern auch 500,000 Protestanten, von welchen etwa 80,000 Lutheraner sind, 40,000 in und um Paris und 40,000 in und um Mömpelgard. Auch in England, Deutschland, Oesterreich und den übrigen staatskirchlichen Ländern Europas und Südamerikas wäre es ein großer, wenngleich vorderhand verhüllter Segen für Staat und Kirche, wenn die Staatskirche aufgehoben, die staatliche Unterstützung der Kirche eingestellt und volle religiöse Freiheit proklamiert würde. J. B.

Die bevorstehende Heirat der Prinzessin Eva mit dem König von Spanien betreffend schreibt der *Independent*: "The Princess Eva, who will marry the young King of Spain, is to be converted. The Cardinal Archbishop of Toledo and nine archbishops and forty-six bishops are to perform, or celebrate, the function. It will be beautiful, grand. It will precede her marriage, and a fine bull-fight will follow. We see no reason why she should not change her faith, as it is evident she has none founded on conviction; and a faith based on policy and profit should be changed for the same reasons, just as one changes her slippers for a dance; and the show fits that sort of conversion."